

Mitgelitten

und Mitgestritten!

Erlebnisse eines deutschen
Mitkämpfers im Burenkriege.



Von

Max Pontinus.

322

Preis M. 1,50.

DR. G. LANGMANN,
121 N. 177-178, B. 11

Leipzig 1901
Hermann Seemann
Nachfolger.

Ⓔ pam 10

No. 29372.



(E)

29372

Mitgelitten und Mitgestritten!

Erlebnisse eines deutschen Mit-
* kämpfers im Burenkriege *

Von

Max Pontinus



Leipzig 1901
Hermann Seemann Nachfolger

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Gedruckt bei
E. Haberland in Leipzig-B.

Vorwort.

Vielseitigem Drängen nachgebend, habe ich meine Kriegserlebnisse bei den Buren niedergeschrieben. Es ist mir nicht leicht geworden, ein zusammenhängendes „Ganzes“ daraus zu machen. Wenn ich aber auch nicht alle meine Aufzeichnungen aus den Wirren des Feldzugs unverfehrt heimbrachte, so haben sich doch die Ereignisse dieser bewegtesten Zeit meines Lebens mir so tief in die Seele gegraben, daß ich der Treue meiner Erinnerungen und damit meiner Schilderungen völlig sicher sein kann.

Ich will mit diesen Aufzeichnungen keine schriftstellerische Leistung vollbracht haben. Im Gegenteil lege ich den größten Wert darauf, jede romanhafte Ausschmückung dieser welthistorischen Begebenheiten vermieden zu haben. Mein einziger Zweck war, ungeschminkt und treu meine Kriegserlebnisse darzustellen.

Wenn ich die für die Buren herrschende Sympathie mit meinem kleinen Werk noch steigern könnte, so wären alle Wünsche, die ich über seinen Erfolg habe, erfüllt.

Voller Bewunderung schlugen die Herzen aller Deutschen dem mannhafsten Burenvolke entgegen, das Gut und Blut einsetzte für seine heiligsten Güter: Freiheit und Selbständigkeit, als es im Vertrauen auf Gottes Beistand den Kampf aufnahm mit einem Riesenvolke, in welchem die Sonne nie untergeht.

Der Verfasser.

Nationallied der Buren.

Und wieder ob dem Vaterland
Das heil'ge Banner schwebt;
Und weh' der gottvergeß'nen Hand,
Die frech nach ihm sich hebt!
Nun flatt're hoch zum Himmelszelt,
Der Feind entfloß zu Thal.
Heil Rot-weiß-blau im grünen Feld,
Freibanner von Transvaal.


In schweren Nöten oft erprobt,
Bewachtest du uns treu.
Nun auch der Sturm vorbeigetobt,
Geloben wir aufs Neu':
Ob Löwe, Kaffer oder Brit'
Mit gierem Hohn dir droht,
Du wehst uns stolzer nur beim Ritt
Vorán im Kampf und Tod.

Drum flatt're hoch im Sonnenbrand,
Freibanner von Transvaal.
Heil Rot-weiß-blau am grünen Rand,
Tom Drachenberg zum Vaal!
Der Feind entfloß, — im Freiheitslicht
Das heil'ge Vierfarb webt,
Und weh' dem gottvergeß'nen Wicht,
Der's uns noch einmal schmäh't!

Reise nach Transvaal.

Schon bei Beginn des Krieges reifte in mir der Entschluß, auch meine schwache Kraft den Buren mit an die Seite zu stellen. Leider konnte ich den Vorsatz nicht eher zur Ausführung bringen, als im Februar 1900. Ich setzte mich mit der Deutschen Ost-Afrika-Linie in Hamburg in Verbindung, ließ mir Prospekte schicken, aus welchen ich ersehen konnte, daß am 14. Februar ein Dampfer der Linie Hamburg verließ und nach Lorenzo Marquez bestimmt war.

Diese Gelegenheit benützend, begab ich mich nach Hamburg und schiffte mich mit dem Dampfer „König“, welcher einer der schönsten der Linie ist, nach Afrika ein. Eine Karte dritter Klasse war nicht mehr zu bekommen, da alles überfüllt war. Ich wurde aber für denselben Preis in einer Kabine zweiter Klasse befördert. Der Fahrpreis betrug 350 Mark; allerdings kam noch eine Menge Unkosten während der Reise selbst hinzu. Ich war mit einem Auslandspasse versehen, ich hatte mir aber selbigen nicht nach Südafrika, sondern nach England und weiter ins Ausland ausstellen lassen, da mir möglicher-

2  weise Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden wären, wenn ich einen Paß nach Transvaal gehabt hätte. Während wir in einem kleinen Dampfboote an Bord gebracht wurden, spielte die Schiffskapelle unser schönes deutsches Volkslied. Im stillen nahm ich Abschied von der Heimat, in der ich eine so schöne Jugendzeit verlebte, Abschied vielleicht auf Nimmerwiederssehen, denn ich machte mich darauf gefaßt, daß vielleicht afrikanische Erde meinen Körper decken werde. Thränen rollten mir über die Wangen, ich faßte mich aber bald, und fiel mit ein in das Lied, das ein Mitreisender anstimmte. Am nächsten Tage lichtete der Dampfer die Anker und bald verschwand der letzte Streifen meines lieben Heimatlandes vor den Augen und ich dachte an meine Pläne, welche ich in Ausführung bringen wollte. — Ade Deutschland, vielleicht für immer!

Der Dampfer „König“ ist ein schönes, der Neuzeit nach eingerichtetes Schiff und kann jeden Vergleich mit Dampfern anderer Linien aufnehmen; betreffs der Sicherheit bietet der „König“ alles, was moderne Technik auf diesem Gebiete erfunden hat. Schon tags darauf nach unserer Abfahrt erreichten wir Amsterdam. Durch ein kleines Dampfboot wurde der Dampfer ins Schlepptau genommen und durch den Kanal gebracht. Es giebt genug des Interessanten an beiden Seiten des Kanals, und mit Muße kann man alles betrachten, denn es geht sehr langsam vorwärts. Amsterdam machte durchaus keinen günstigen Eindruck auf mich; der größte Teil der Stadt hat schmutzige Straßen, vorzüglich das Judenviertel starrt vor Schmutz. Eine Unmenge Schwindler fristet hier ihr Dasein, und es muß sich ein jeder vor-

sehen, daß er nicht einem Gauner in die Hände fällt, welcher dann den Beutel um ein Erkleckliches erleichtert. Nur ein Beispiel solchen Schwindels will ich anführen.

Ich wanderte mit einem neugewonnenen Freunde die Straßen entlang, da wurden wir von einem Fremden angesprochen und gebeten, doch mit in das und das Restaurant zu kommen. Ich riet meinem Freunde ab, mitzugehen, da ich schon trübe Erfahrungen in London und New-York gemacht hatte, doch er hörte nicht auf mich, und so trennten wir uns. An Bord des Schiffes erzählte er mir später, daß ihm von Falschspielern 240 Mark abgenommen worden seien.

Zwei Tage nach Ankunft verließ der Dampfer Amsterdam, und nun folgte die Fahrt durch den englischen Kanal; die herrlichen Kreidefelsen von Dover leuchten in der Sonne, die See ist ruhig und es scheint uns vorläufig eine angenehme Fahrt beschieden zu sein. Wir biegen nun um die nordwestliche Spitze Frankreichs, Quessant, herum und der Kurs wird auf Süd gesetzt.

War bei der Abfahrt in Hamburg das Wetter sehr rauk, so empfindet man jetzt die heranwehenden warmen Lüfte sehr angenehm. Es heißt immer in Büchern, daß die Fahrt im offenen Atlantic das Entzücken der Reisenden ist. Diesmal habe ich aber gerade das Gegenteil gefunden, denn wir bekamen im Golfe von Biscaya einen fürchterlichen Sturm; das Schiff wurde herumgeworfen wie eine Nußschale. Die Nacht brach an und dem vorhergegangenen Duster machte eine undurchdringliche Finsternis Platz. Der Sturm heulte und tobte, der Schiffskolofß ächzte und stöhnte in allen seinen Theilen. Wir glaubten alle, daß ein Unglück passieren würde, denn

hier in diesen Gewässern sind schon viele Schiffe zu Grunde gegangen. Endlich am darauffolgenden Tage, gegen Mittag, legte sich der Sturm; das Schiff war außer Kurs geraten und wir hatten eine ziemliche Verpätung erlitten. Bald erscheint die malerische Küste Portugals vor Augen, welche von jetzt an immer in Sicht bleibt. Bilder, eines anmutiger als das andere, ziehen an uns vorbei. Das Schiff fährt um das Kap de Roca herum in den majestätischen Tajoström und wir fahren ein in den herrlichen Hafen Lissabon. Ich hatte immer geglaubt, daß das, was in Büchern über die Schönheit desselben geschrieben ist, in das Fabelreich gehöre.

Aber hier wurde ich eines Besseren belehrt. Der Anblick der Stadt ist wirklich unbeschreiblich schön. Rings umgeben von den schönsten Bergen, auf welchen Dörfer verstreut liegen, hier und da kleine Inseln, üppige Felder und helle Wiesen verleihen dem Ganzen ein blühendes Aussehen. Man glaubt beim Anblick all dieser Herrlichkeiten, daß man in das Paradies versetzt sei.

Ich stattete nun der Stadt selbst einen Besuch ab. Um vom Schiff in die Stadt zu gelangen, mußte erst ein jeder 90 Reis (30 Pfg.) bezahlen, vorher durfte man nicht passieren. Portugal hat schon von 30 Pfg. an aufwärts Papiergeld.

Mich interessierte sehr, das hier herrschende südländische Leben und Treiben kennen zu lernen. Ueber das Aussehen der Stadt im Innern war ich sehr enttäuscht; ich glaubte, so herrlich es von außen war, so würde es auch im Innern sein. Aber gerade das Gegenteil. Der Schmutz spielt eine große Rolle bei den Portugiesen. Nachdem ich die Stadt betreten hatte, mußte

ich sehr energisch vorgehen, um mir die Früchteverkäufer und Bettler — letztere sind sehr stark vertreten — vom Halse zu halten. Ich war froh, wie ich mich wieder an Bord befand, nahm mir aber vorher noch einen großen Korb Orangen mit auf das Schiff, da selbige hier selbstverständlich spottbillig sind. Am 25. Februar verließ der Dampfer *Lissabon*; wir fuhren jetzt mit voller Kraft, da die versäumte Zeit wieder eingeholt werden sollte.

Wir passierten das Kap Vincent, fuhren quer über den Golf von Cadix und bald erschien der Leuchtturm von Trafalgar (Spanien). Der Dampfer passierte nun die enge Straße von Gibraltar, der einzige Punkt, wo Europa sich mit Afrika so zu sagen die Hände reicht. Wir umfuhren das südliche Vorgebirge Europas. Genau kann man die großartig angelegten Festungswerke von Gibraltar sehen, etliche englische Kriegsschiffe lagen hier vor Anker. Die umliegenden mächtigen Felsenmassen machen einen erhabenen Eindruck. Rechts im Süden verschwindet die afrikanische Bergküste (Algier) und wir schwimmen jetzt im herrlichen Mittelländischen Meer; der Dampfer strebt seiner nächsten Station, Neapel, entgegen. Noch einmal kommt Land in Sicht, es ist die öde, felsige Küste der Insel Sardinien. Beim Spiel, Gesang und Konzert vergeht die Zeit an Bord rasch.

Am letzten Februar, morgens, erreichten wir Neapel. Zeitig stand ich schon auf Deck, denn ich war gespannt auf den Anblick des so viel gerühmten „*Napoli*“. Es herrschte noch Dämmerung, aber ziemlich deutlich war alles in der Umgebung zu sehen. Bald ging die Sonne auf, und ich konnte den schönen Hafen in Morgenbeleuchtung sehen; der qualmende Vesuv lag direkt vor uns, die

Landschaft im Umkreis war unvergleichlich schön. Ich dachte an den schönen Spruch: „Sieh Neapel und stirb!“ Es dauerte nicht lange, so war auch schon das Schiff umschwärmt von Booten, in denen Leute standen, die ihre Waren an Deck an den Mann zu bringen suchten. Wunder schöne venezianische Arbeiten, darunter sehr schöne Sachen, konnte man hier für wenig Geld kaufen; auch italienische Sänger kamen an Bord, um uns durch ihr Konzert zu erfreuen.

Mit noch einigen Freunden fuhr ich in einem kleinen Boot ans Land. Das Klima ist schön und gleichmäßig und der Pflanzenwuchs herrlich, zuweilen weht aber auch der heiße Sirokkowind erschlaffend von Afrika herüber. Auch über den Italiener selbst will ich noch einige Worte schreiben; er ist heiter, aber auch leicht aufbrausend und rachsüchtig, bekanntlich ist in Unteritalien sogar das Räuberwesen noch nicht ganz unterdrückt. An Land angekommen, wurden wir umschwärmt von kleinen, halbwüchsigen Burschen, welche uns ihre Führung durch die Stadt anboten. „Ich spreche deutsch“ oder auch „I speak english“ sagten sie uns, aber wenn man dann nach etwas fragte, so stellte es sich heraus, daß die Kerls nur ein paar Worte von jeder Sprache sprechen konnten. Beim Geldwechseln verliert man sehr viel, für 20 Mark bekam ich beim Geldwechsler nur 22 Lire (1 Lire etwa 80 Pfg.). Hier in Neapel kamen auch etliche Italiener an Bord, welche, wie ich später erfuhr, auch an der Seite der Buren kämpfen wollten für Freiheit und Recht!

Keiner der an Bord Anwesenden sagte es den anderen, daß er zu den Buren geht, denn es wurden englische Spione an Bord vermutet, und nicht mit Unrecht.

Der Dampfer verließ Neapel am 2. März und die Fahrt geht nun weiter durch die blauen Wogen des Mittelländischen Meeres, Port Said entgegen. Bald begannen allerlei Schiffe unseren Kurs zu kreuzen, andere gingen wieder mitschiffs. Tags darauf passierten wir die Epirischen Inseln und bald darauf die Straße von Messina. Das schöne Sizilien verschwindet vor unseren Augen und erst am 6. März hieß es wieder „Land in Sicht“. Noch am selbigen Tage erreichten wir Port Said, welches am Eingang des berühmten Suezkanals liegt. Eine Menge Schiffe aller Nationen liegen hier vor Anker, denn Port Said ist eine bedeutende Kohlenstation. Kutter mit riesigen Buchstaben auf den Segeln kreuzten in der Nähe des Hafens mit einer unheimlichen Schnelligkeit hin und her. Auch der „König“ nahm Kohlen hier ein. Interessant ist es, wie die Kohlen in das Schiff eingeladen werden. Eine Menge Eingeborener, vorzüglich Frauen, sind damit beschäftigt. Die Kohlen werden in Körben von unten aus den Kohlenleichtern hinaufgereicht, um sie dann in den Schiffsraum gelangen zu lassen. Die Schwarzen stehen auf Leitern, und man sieht gerne zu, wie sich Männer, Frauen und Kinder ameisenartig bei monotonem Gesänge an diesem Geschäft beteiligen. Die ganze Nacht über dauerte das Kohleneinladen und der „König“ mag eine hübsche Portion Tonnen Kohlen eingeladen oder „eingenommen“ haben.

Ich ließ mich ans Land rudern und betrat nun zum erstenmal das sagenreiche heilige Land Aegypten, wo so viele Wunder geschehen sein sollen. Der Aufenthalt in der Stadt selbst ist weniger angenehm zu nennen, denn eine Unmenge Gesindel fristet hier sein Dasein und lebt

von den hier in großer Menge passierenden Reisenden. Beduinen in weißen Mänteln schweben durch die Straßen. Kamel - Karawanen gehen von hier aus in Menge nach allen Richtungen hin.

Nachdem wir Port Said verlassen, führen wir ein in das große Weltwunder, den Suez - Kanal. Im Jahre 1869 wurde der Kanal eröffnet; der Verkehr in dieser engen Wasserstraße ist ganz bedeutend. Gegen 5000 Dampfer passieren jährlich durch den Kanal. In Port Said sind große elektrische Scheinwerfer an Bord genommen worden, welche am Abend in Betrieb gesetzt wurden. Es war ein romantischer Anblick, die zwei großen, am Bug des Schiffes angebrachten Lampen wie zwei feurige Augen in die Dunkelheit hineinstarren zu sehen, grell den weißen Wüstenand beleuchtend. Den heißen Wüstenwind, Samum, bekamen wir auch zu spüren; der Wind trieb den feinen Sand über das Schiff weg, welcher sich dann in den Kleidern festsetzte und bis auf die Haut drang.

Am 7. März erreichten wir die am Ende des Kanals liegende Stadt Suez. Der Dampfer hatte hier nur einen kurzen Aufenthalt, und die Fahrt ging weiter durch die Wogen des Roten Meeres. Am Abend begegneten wir etlichen großen hellerleuchteten Dampfern, was ein großartiges Bild bot. Westers führen wir so dicht an der Küste entlang, daß man deutlich die Landumrisse erkennen konnte und das Blitzlicht der Leuchttürme war zeitweilig direkt an unserer Seite. Auch an kleinen Inseln kamen wir öfters vorüber.

Nach 5 Tagen lief der Dampfer in den Hafen von

Uden ein und ging vor Anker. Die mächtig großen fahlen Felsen machen einen öden Eindruck. Bekanntlich besitzt Uden sehr gut angelegte Festungswerke. Leider konnte man sich nicht lange an Land aufhalten, da die Pest wütete. Die Eingeborenen tragen den Namen Somalis, sind schön und kräftig gebaute Gestalten, mutig und schrecken vor keiner Gefahr zurück. Gewöhnlich wird das von den Schwarzen nicht erwartet. Fortwährend liegen die Somalis mit Nachbarstämmen in Fehde.

In kleinen Kanoes kommen die Eingeborenen ans Schiff und ersuchen, Geldstücke ins Wasser zu werfen, nach welchen sie dann geschickt tauchen und immer an die Oberfläche bringen; die kleinen Kanoes sind aus einem Stück Baumstamm gefertigt und als Ruder benützen sie ein glattes, rundes Stück Brett, welches an einen Stiel befestigt ist. Man kann es kaum glauben, daß ein so niedriges kleines Boot einen Menschen zu tragen imstande ist.

Das einzige, was von Uden sehenswert ist, sind die großen Wasserwerke, welche einst angelegt worden sind, um das Regenwasser aufzufangen; diese Einrichtung hat Millionen gekostet, hat sich aber nicht bewährt, und es wird jetzt sämtliches Trinkwasser mit Schiffen nach hier gebracht. Durch eine neue Erfindung wird auch das See- wasser trinkbar gemacht. Daß gutes Trinkwasser an Land wenig zu haben ist, zeigte sich daraus, daß Eingeborene ans Schiff kamen und um einen Schluck Wasser baten, welches sie dann mit wahrer Gier hinunterstürzten.

Wir fahren weiter, und es ging nun direkt auf Kap Guardafui los, die östlichste Spitze Afrikas. Von Südosten gesehen, nimmt sich selbige aus wie ein schlafender Löwe. Am 19. März erreichten wir die deutsche Station


Tanga, von welcher eine kurze Eisenbahnlinie nach Muhefa in das Innere führt. Die Station liegt wunderbar schön zwischen Palmenhainen versteckt und die ganze Scenerie bietet ein Bild von Luft- und Lichtwirkung; auf den weißen, aus den Palmen hervorragenden Häusern giebeln leuchtet das Sonnenlicht. Bei der Einfahrt in den Hafen wurde ein Böllerschuss gelöst, und bald wurde es um das Schiff herum lebendig. Alle die kleinen Boote, welche uns umschwärmten, trugen die deutsche Flagge. Ich ließ mich sofort ans Land rudern, um auch einmal im fremden Lande auf deutschem Boden zu wandern. Schilder, mit deutscher Sprache versehen, luden ein zu einem kühlen Trunke; das ist etwas höchst Seltenes, da wir erst gestern den Aequator passiert und demgemäß hier eine fürchterliche Hitze auszustehen hatten.

Schwarze Soldaten in deutscher Uniform grüßten in unserer Heimatsprache. Ueberhaupt alles, was man sah und hörte, erinnerte an Deutschland. Der Schule und Kirche stattete ich auch einen Besuch ab, begab mich dann nach dem Bahnhof, um selbigen zu besichtigen. Es waren alles deutsche Beamte, darunter einige Sachsen, welche sich freuten, einen Landsmann begrüßen zu können. Sofort wurde ich eingeladen zu Kokosnußfleisch. Ein kleiner Schwarzer, welcher gebrochen Deutsch sprach, kletterte mit einer faßartigen Geschwindigkeit auf einen Baum und kam bald mit Nüssen beladen wieder herunter; es war eine vorzügliche Mahlzeit. Zwei Löwenfelle waren an der Seite des Hauses aufgestellt, auch ein Löwen- und Tigerfell war ausgespannt. Die einstigen Träger dieser kostbaren Haut waren erst vor einigen Tagen geschossen worden. Mit einiger Scheu betrachtete ich

25 25 25 25 25 25 25 25 25 25 25 II
den Palmenpark, in welchem es so viel des Interessanten für mich gab.

Ich verabschiedete mich, um noch etwas mehr Umschau in Tanga zu halten. Mein nächster Weg war zu den Hütten der Eingeborenen. Verschiedene derselben untersuchte ich nebst ihrer Einrichtung aufs genaueste. In einer der Hütten hörte ich einen eintönigen Gesang mit fortwährendem Klopfen verbunden. Ich ging der Sache auf den Grund und fand zwei eingeborene Frauen, welche in einem großen Steinmörser Mais zu Mehl verarbeiteten; bei meinem Anblick liefen die zwei mit Geschrei davon, und ich blieb betroffen am Eingang stehen oder besser gesagt knien, denn aufrecht kann man nicht in der Thüre einer Eingeborenen-Hütte stehen. Ich machte Kehrt, um mein Heil weiter zu versuchen. Derartige kleine Abenteuer wie das letzte, suchte ich mit besonderer Vorliebe. Auf dem Rückweg nach dem Schiff begegneten wir einer Menge gefangener Eingeborener, welche mit Ketten aneinander gefesselt waren. Auf dem Markte machte ich noch einmal Halt, um das Leben und Treiben an diesem Platze zu beobachten. Die verschiedenartigsten Sachen wurden hier feilgeboten. Der Geruch, welcher die Luft erfüllte, war schier unerträglich, meistens rührte er von getrockneten Fischen her, welche hier zum Kauf ausliegen.

Der Bau der Markthalle ist höchst einfach. Auf Steinsäulen ruht ein aus Brettern und Zweigen hergestelltes Dach, letzteres dient nur dazu, die Sonnenstrahlen abzuhalten, denn für Regen ist es etwas zu primitiv. Es sind meistens nur Eingeborene, welche hier ihre Waren feil bieten. Mit untergeschlagenen Beinen sitzen sie vor

12 
ihren Herrlichkeiten, welche am Boden liegen und warten auf Käufer. Unter anderem kann man auch eine Tasse Kaffee bekommen — allerdings einen Europäer gruselt, wenn er sieht, in was für einem Zustande selbiger verschenkt wird.

Zum Abschied ging ich in ein Hotel und kaufte mir eine Flasche deutsches Bier, für welche ich fünf Rupien (1 Rupien gleich 1 Mark 40 Pfg.) bezahlen mußte; ich unterließ es später natürlich, mir den Luxus des Biertrinkens zu leisten — es ist aber außerdem sehr ungesund, hier in diesem Klima Bier zu trinken.

Gerade noch zur rechten Zeit kam ich an Bord, bevor der Dampfer abfuhr.

Die Fahrt ging jetzt dicht an der Küste entlang, bis wir die Insel Sansibar erreichten. Die Stadt, welche auf derselben liegt, trägt den gleichen Namen. Ein eigentlicher Hafen existiert hier noch nicht, und die Schiffe gehen draußen auf der Reede vor Anker, wo wenigstens das Schiff geschützt ist vor den Wogen des indischen Oceans. Die Insel ist ein herrliches Eiland und ich glaube, daß England einen guten Fang machte, als es die Insel Helgoland gegen Sansibar austauschte.

Die Stadt selbst macht vom Schiff aus einen sehr netten Eindruck. Hohe Palmen überragen die Häuser. Vor allem aber macht der Sultans-Palast einen großartigen Eindruck, denn man erwartet nicht, ein so prachtvolles Gebäude hier zu finden. Wie mag es aber erst im Innern des Hauses und im Harem aussehen?


Das Oberhaupt der Insel ist der Sultan (ein Araber), welchem noch die Gouverneure zur Seite stehen. Sansibar bildet das Centrum für den ganzen Han-

13
delsverkehr der Küste entlang. Man merkt auch sofort beim Betreten des Landes an dem regen Leben und Treiben, daß der Handel hier blüht. Die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Arabern, Suahelis und Indiern.

Zuerst stattete ich dem Palast des Sultans einen Besuch ab. Etliche Neger in Uniform standen Wache vor dem Hause; die Musikkapelle des Sultans zog vorüber. Begleitet war die Truppe von einer Anzahl Polizisten; letztere, sowie die Spieler, sind Suahelis. Auch die alten Geschütze vor dem alten zerschossenen Sultans-Palast unterzog ich einer eingehenden Besichtigung. Sie erregen die Heiterkeit eines jeden Europäers. Die starken, dicken Rohre ruhen meistens auf Holzgestellen, sind englisches Fabrikat und tragen die Jahreszahl 1802.

Große Strauße laufen auf der Straße vor dem Palast auf und ab mit gravitatischem Kopfnicken, ein Bein vor das andere setzend. Mitunter findet man in den Straßen sehr schön eingerichtete Läden mit den herrlichsten Gegenständen; der eine Laden war voll mit Fellen der schönsten und teuersten Sorte. Löwen- und Tigerfelle kann man für billiges Geld erhalten — ein Tigerfell z. B. kostet 7 Mark nach deutschem Gelde. Andere Räume bergen wieder Geweihe und Gehörne, von den kleinsten bis zu den größten Exemplaren.

Ich besichtigte dann einen Laden, in welchem Elfenbeinzähne feilgeboten wurden. Zu Haufen lagen dieselben im Laden, auf jedem war die Schwere eingebrannt. Etliche von den größten Exemplaren wogen mehrere Centner. Man thut nicht gut, eigenmächtig Elfenbein zu kaufen, am besten ist es, einen Sachverständigen

14 
digen hinzuzuziehen, welcher den Zahn auf seinen Wert untersucht.

Oft kommen ganze Karawanen mit Elfenbein beladen aus dem Innern zurück und liefern ihre Waren hier ab. Früher brachten sie aber nicht allein das tote, weiße Elfenbein, sondern auch das lebendige schwarze, welches sie von den Sklavenjagden mitbrachten. Dieses Handwerk ist aber von den Deutschen und Engländern gemeinschaftlich unterdrückt worden.

Unter den großen europäischen Handelshäusern nehmen deutsche Firmen einen hervorragenden Platz ein, meistens stehen selbige mit indischen Firmen in Verbindung.

Die Indier beeinflussen den Handel der Küste entlang im höchsten Grade. Unter anderem stattete ich einer Schule einen Besuch ab. Der Lehrer saß mit untergeschlagenen Beinen, ebenso wie seine Zöglinge, am Erdboden. Jeder von den Schülern hatte einen Koran vor sich, aus welchem er eifrig laut vorlas. Die kleinen Kerle mit ihren großen Augen machten einen Mordsffandal und ich machte schleunigst, daß ich weiterkam.

Ich ging nun in das Eingeborenenviertel, wovon ich mir viel versprach. Eine Menge muhammedanischer Frauen mit verschleiertem Gesicht wanderten durch die engen Straßen. Ziemlich viel von dieser Menschenorte hatte unser Dampfer mit von Port Said gebracht.

In der Nähe des „Königs“ lagen eine Menge native shows. Diese Shows sind kleine, meist offene Segelboote, welche bei günstigem Winde Fahrten nach Indien unternehmen, aber auch viel der Küste entlang fahren. Die Einrichtung und Form dieser Boote ist alt

und eine höchst einfache, wie sie vielleicht vor uralten Zeiten gewesen sein mag. Jede Arbeit, die die eingeborenen Suahelis machen, begleiten sie mit einem eintönigen Gesang, wozu einer ein Instrument, das Gong, schlägt.

Die Vegetation der Insel ist einzig in ihrer Art, und jeder Europäer staunt über ihre Ueppigkeit. Auf einer kleinen, in der Nähe liegenden Insel, Pemba mit Namen, werden hauptsächlich Nelken gebaut, und große Plantagen sind daselbst angelegt. Von dort wird die Ausfuhr geleitet.

Wir verließen Sansibar, und schon nach vierstündiger Fahrt erreichten wir unter dem Klange unserer Musikkapelle die Hauptstadt des deutschen Gebietes in Ost-Afrika, Dar-es-Salaam. Ueberrascht war ich über den wirklich fesselnden Anblick. Es ist ein ebenso reizendes Fleckchen Erde wie Tanga, man kann sich kaum satt sehen.

Dem vor nicht langer Zeit errichteten Bismarck-Denkmal stattete ich einen Besuch ab, und wandelte dann durch den Park. Hierauf besichtigte ich das Regierungsgebäude, vor welchem zwei Sudanesen Wache hielten; man hörte deutsche Kommandos erschallen, und die schwarzen Soldaten in ihrer fleidsamen Uniform versehen genau ihren Dienst so stramm und schneidig, wie unsere Soldaten daheim in Deutschland.

Am Abend kam die Schiffskapelle an Land und spielte ihre Weisen auf deutschem Boden im fernen Lande. Die Musik hatte die ganzen Europäer aus der Stadt gelockt, und der Abend verfloss in gemeinschaftlichem Beisammensein. Es war prächtig anzusehen, all

die Gestalten in weißen Anzügen und Tropenhelm in buntem Gemisch. Auch etliche Eingeborene hatten sich herangeschlichen und lauschten der Musik.

Seider ist auch hier in Dar-es-Salaam das Gute mit dem Schlechten verbunden, denn viele von Europa nach hier Gekommene können das Klima nicht vertragen; das Fieber herrscht im höchsten Grade in diesen Ländern.

Unter den Klängen der Musik verließen wir am nächsten Morgen den Hafen; es war ein herrlicher Tag, das Meer atmete nur leise. Hier und da nur kräuselte einmal ein aufgeschreckter Fisch das Wasser. Rechts hatte man den schönen Anblick der Küste und links, so weit das Auge reicht, nichts wie Wasser, nur fern am Horizont blinkte ein weißes Segel. Alle diese Bilder, welche man hier vor Augen hatte, entzückten das Herz.


Die nächste Station, die der Dampfer anlief, war Mozambique, die Hauptstadt der portugiesischen Schutzgebiete in Afrika. Die Stadt liegt nicht direkt auf dem Festlande, sondern auf einer kleinen Insel, nur ein schmaler Wasserstreifen trennt sie vom Lande. Das einzig Sehenswerte ist das alte Fort, welches am Eingange des Hafens liegt und im Jahre 1508 zum Schutze gegen die fortwährenden Einfälle der Araber in dieses Gebiet errichtet wurde. Die alten Kanonen, mit welchen das Fort förmlich bespielt ist, taugen absolut gar nichts mehr. Es liegt eine ziemlich starke Garnison portugiesischer Soldaten hier. Ich fand glücklicher Weise einen, der englisch radebrechte und mir alles zeigte. In der Stadt erkennt man an den verschiedenartigen Nationalflaggen, daß europäische Handelshäuser hier ihre Faktoreien haben.

Die Ausfuhr besteht meistens aus Erdnüssen, Samen, Copra und Grenadillholz. Auch hier spielen die Indier wieder eine große Rolle im Handel und machen den Europäern scharfe Konkurrenz.

Die Fahrt ging nun weiter, der nächsten Station Beira entgegen, wo wir am 24. März ankamen. Es gab hier zwei volle Tage Aufenthalt. Die Station liegt an der Mündung des Pungueflusses. Auch hier herrscht reger Verkehr, denn alle Reisenden, welche in das Goldland Rhodesia wollen, müssen ihre Reiseroute über Beira nehmen. Letzteres, sowie Rhodesia, sind in den letzten Jahren schnell aufgeblüht. Das Gold lockt viele Menschen nach dort, aber es ist nicht das allein, nein, auch Ackerbau und Viehzucht steht dort in hoher Blüte. Und so kommt es, daß der kleine Landungsplatz immer Fortschritte macht, und jetzt bedeckt eine anständige Häuserreihe die sandige Insel.

Beira ist höchst wertvoll für das arme Portugal. Zu einer elektrischen Bahn hat es die Stadt noch nicht gebracht, aber eine Bahn ist doch vertreten, welche allerdings an Einfachheit nichts zu wünschen übrig läßt. Auf schmalen Schienen läuft eine Holzkarre mit zwei Sitzen und die ganze Vorrichtung wird von einem oder zwei Eingeborenen geschoben. Der tiefe Sand, welcher hier liegt, ermüdet furchtbar beim Gehen; zu Fußsteigen sind jedenfalls die Mittel noch nicht vorhanden.

Die Hafenanlagen lassen auch noch viel zu wünschen übrig. Die deutsche Ostafrika-Linie hat ein eigenes Bureau hier, auch die Landung der Güter wird die Gesellschaft nächstens selbst besorgen. Augenblicklich wurden hier eine Menge englischer Truppen und Maulesel

18 
gelandet, welche, als sie festen Boden unter sich fühlten, Reißaus nahmen — ich meine aber nicht die Truppen, sondern die Esel.

Die hier gelandeten Regimenter haben Transvaal nicht erreicht, außer den wenigen, welche keinen Schaden angerichtet haben. Alle anderen sind an Fieber und anderen Krankheiten zu Grunde gegangen.

Eigentlich ist es ein Vergehen gegen das Völkerrecht, daß Truppen, um auf Feindesgebiet zu gelangen, auf neutralem Boden gelandet werden; das kommt aber, wie es scheint, bei Portugal nicht so genau darauf an.

Endlich, am 28. März, erreichten wir die Delagoa-Bai. Zuvor ist unser Schiff von einem englischen Kriegsschiff angehalten worden, etliche englische Offiziere kamen an Bord und begaben sich auf die Kommandobrücke. Am liebsten hätten wir die verehrten Herren über Bord gestürzt. Nachdem die Engländer das Schiff wieder verlassen, konnten wir weiterfahren.

Die Delagoa-Bai ist der Hafen, von dem aus man am schnellsten nach Transvaal gelangen kann. Von Durban oder Kapstadt aus war es jetzt unmöglich, nach Transvaal zu kommen, da die Reise durch englisches Gebiet geht.

Bei jedem Schritt, welchen man auf der Straße in Lorenzo Marquez geht, hört man eine andere Sprache an das Ohr schlagen, und ich glaube nicht, daß viele Nationen existieren, die nicht einen oder mehrere Vertreter ihres Landes hier aufweisen können, es ist das reinste Sprachen-Babylon.

Die meisten Häuser haben hier eine massive Bauart, und selten findet man Häuser mit Wellblechdach, wie

19
man sie in anderen südlichen Städten findet. Die Eingeborenen (Lebombo) haben ihre Kraals (Dorf) außerhalb der Stadt.

Es wurden mir viel Schwierigkeiten in den Weg gelegt, um nach dem Transvaalgebiet zu gelangen. Erstens mußte ich mir einen Paß von der portugiesischen Regierung, einen zweiten vom Konsulat der Zuid-afrikaanschen-Republic und endlich einen dritten vom hiesigen deutschen Konsul ausstellen lassen, welcher letzteren ich nicht mit deutschem Gelde, sondern mit portugiesischem oder englischem bezahlen mußte. Natürlich hatte ich viel Verlust beim Einwechseln des deutschen Geldes. Ich hätte geglaubt, daß man doch seine Paßgebühren beim deutschen Konsul mit deutschem Gelde bezahlen könnte.

Die Gebühren für all die Papiere, inbegriffen des Wechselgeldes, machten ungefähr 50 Mark aus.

Endlich war ich so weit, daß ich ungehindert meine Reise nach Transvaal antreten konnte. Ich löste mir ein Billet 2. Klasse nach der Grenzstation Komati-Doort. 3. Klasse konnte ich nicht fahren, da nur Schwarze selbige benützen können. Ich wäre aber lieber mit selbigen zusammen gefahren, als daß man mir $1\frac{1}{2}$ Schilling für das bessere fahren abgenommen hätte. Ich merkte aber auch bald, daß der Geldbeutel hier in dieser Gegend ganz gehörig erleichtert wird.

Das Ziel erreicht.

Nach kurzer Fahrt erreichten wir Komati-Poort. Mit Hurrarufen fuhren wir über die Grenze und befanden uns nun endlich auf dem Gebiete, wo der Kampf tobt und für Recht und Freiheit gefochten wird. Ein Feldkornet, soviel wie Oberleutnant, nahm uns in Empfang.

Es fanden zunächst verschiedene Formalitäten statt; sodann wurden wir per 1. Klasse nach Pretoria gebracht. Unterwegs gab es viel des Interessanten und Merkwürdigen zu sehen. Mächtige Alpenketten ziehen sich zeitweilig längs der Bahn hin; oft fuhr der Zug mit einer rasenden Geschwindigkeit die Strecke entlang, des Nachts über blieb der Zug in einer bestimmten Bahnhofshaltestelle liegen. Die 1. Klasse-Waggons besitzen eine ebenso gute Einrichtung wie bei uns in Deutschland; die Nacht über schliefen wir im Zug.

Etwas, was man hier nicht erwartet, kommt einem zwischen Watervaalbooen und Watervaalonder vor Augen. Der Zug hat hier einen großen Berg zu erklimmen, und es ist hier eine Zahnradbahn im Betrieb.

Unter dem Nechzen des Dampfrosses erreichten wir die Höhe und konnten währenddem die Naturschönheiten betrachten. Die Bahn hat von den Buren den Namen „Zasm“ erhalten: Zuid afrikaansche Spoorweg Matschapy, zu deutsch: Südafrikanische Bahn-Gesellschaft.

Wir passierten nacheinander eine Menge Stationen, darunter die jetzt allgemein bekannten Godwan-

21
river und Middelburg. An einer Bahnstation stiegen etliche Buren ein, welche auf ein paar Tage Urlaub zu Hause gewesen waren und nun zu ihrem alten Kommando zurückkehrten. Die Frauen und Kinder der Männer waren auf dem Bahnhofe, und es fand ein ergreifender Abschied statt.

Wir musterten die Eingestiegenen von unten bis oben. Selbige waren von starkem Körperbau, mittelgroß, hatten große Bärte und starke, von der Sonne gebräunte Gesichter. Ein Holländer, welcher anwesend war, mußte den Dolmetscher abgeben zwischen uns und den Buren, welche bei Bekanntwerden uns kräftig die Hände schüttelten und willkommen hießen in Transvaal. Von einem langen Stück Zuckerrohr, welches die eine Frau ihrem Mann mitgegeben, bekam ein jeder ein Stück ab. Die Buren sind eines rührenden Gottvertrauens voll und sehen mit gutem Mut der Zukunft entgegen.

Endlich, nachdem wir schon zwei Tage gefahren waren, erreichten wir Pretoria, wo wir von einigen Beamten der Regierung empfangen wurden, welche uns Angekommenen dann mit der Droschke in verschiedenen Hotels unterbrachten, woselbst wir auf Kosten der Regierung verpflegt wurden. Ueberhaupt hatte man jetzt wenig aus der eigenen Tasche zu bezahlen. Im Hotel schliefen wir großartig. Was viel dazu beitrug, war das Moskito-Netz, das über den Betten ausgespannt war.

Wir sollten aber bald lernen, auch ohne dem auszukommen.

Alle, die soeben in Transvaal angekommen sind und als Freiwillige eintreten, können das Bürgerrecht bekommen, welches in Form eines Bürgerbriefes ausgehändigt

wird. Auch mußten wir versprechen, im Heere treu zu dienen und auszuhalten in allen Gefahren und Unbilden, welche der Krieg mit sich bringt.

Die Stadt, in der wir uns befinden, ist in höchst modernem Stil angelegt und hat ungefähr 60,000 Einwohner, Johannesburg dagegen ziemlich das Vierfache. Ganz Transvaal hat eine Flächengröße von 294,320 Quadratmetern, 720,000 Weiße und 4,000,000 Schwarze bevölkern das Land.

Don Pretoria zum Kriegsschauplatz.


Die ersten Gefechte.

Wir bekamen nun unsere Feldausrüstung, welche aus festen Kleidern, Gamaschen, schweren Stiefeln und breitem Hut bestand; außerdem ein Mausergewehr, zwei Patronengurte, welche kreuzweise über die Brust getragen werden und einen Revolver (E. Webley). Unter Führung eines Feldkornets wurden wir mit der Bahn nach S m a l d e e l im Oranje-freistaat befördert.

Unterwegs auf der Fahrt nach dort bekam ein jeder ein Pferd. Die Pferde sind klein und stark gebaut, sog. Basuto-Ponies. Die großen Pferde der Engländer sind nicht mit vorgenannten Pferden zu vergleichen.

Bei Ankunft in Smaldeel wurden Zelte aufgeschlagen und abgekocht. Unsere Kolonne wurde in Berritte zu je 8 Mann eingeteilt, im ganzen waren wir nur 50 Mann stark. Den ganzen Tag über regnete es unaufhörlich, und die Zelte boten wenig Schutz für den wolkenbruchartigen Regen. Anfangs April regnet es noch stark, und erst im Mai läßt derselbe etwas nach. Gleich zum ersten Male, als wir in Zelten schliefen, bekamen wir einen kleinen Vorgegeschmack von Kriegszeit. Am nächsten Morgen beim Aufstehen lag ich in einer großen Wasserlache, und meine Kleider waren vollständig durchnäßt; es sollte überhaupt sehr lange dauern, ehe ich meine Kleider wieder einmal vom Leib bringen konnte. Unseren zwei Kaffern, welche wirkliche Kaffern im wahrsten Sinne des Wortes sind, die wir bei uns hatten, gefiel es, wie es schien, im Regen, und noch tollere und lustigere Sprünge machten sie beim Vorführen eines ihrer Tänze. Dabei handhabten sie ihre Asségais (Speere) mit der größten Geschicklichkeit. Feuerwaffen sind den Eingeborenen verboten zu tragen.

Der Regen ließ etwas nach und es wurden Schießübungen vorgenommen. Ueberhaupt wurde vom Feldfornet manches erläutert und klargelegt, vorzüglich auf die Pflege des Pferdes mußten wir viel Sorgfalt verwenden. Es galt auch hier der Spruch, erst das Pferd und dann der Mann. „Parademarsch“ hatten wir allerdings nicht zu üben. Unser Proviant bestand jetzt aus Konserven, Ochsen- und Hammelfleisch, aber auch an Brot fehlte es nicht; es sollte aber bald anders werden. Es kam der Befehl „auffatteln“ und bald hatten wir die Pferde eingefangen und fort ging es, unserem Bestimmungsort

24  entgegen. Nach einem 7 $\frac{1}{2}$ stündigen Ritt kamen wir müde und abgesspannt in Brandfort an. Unser Ritt, den wir zurückgelegt, war sehr interessant und abwechslungsreich gewesen; über Hügel, durch Thäler und Flüsse hatten wir unseren Weg genommen. Es begann wieder zu regnen und wir hatten das Vergnügen, im freien Felde zu schlafen — ohne Zelte — denn der Wagen, der uns Zelte, Proviant und Munition bringen sollte, war noch weit zurück. Hier in Brandfort war eine große Anzahl Buren im Lager, außerdem das deutsche, amerikanische und irische Freikorps. Wir wurden allesamt zu dem deutschen Kommando beordert, unter Hauptmann Lorenz (letzterer augenblicklich in St. Helena gefangen.) Das Kommando bestand nun mit uns neu Hinzugekommenen aus 100 Mann. Den Oberbefehl über uns hatte General De Wet. Wir unternahmen von hier aus Ritte bis unterhalb der Hauptstadt des Oranje = freistaates, Bloemfontein. Am letzteres wurde ganz mächtig herumgedonnert, bei den Wasserwerken hörte ich zum ersten Male Kleinf Feuer (Gewehrfeuer). Unsere Neugier, einmal an den Feind heranzukommen, wurde schon am nächsten Tage befriedigt. Wir ritten mitsamt dem ganzen Kommando ab. Voraus wurde eine starke Patrouille gesandt; der Feind mochte uns wohl bemerkt haben, denn plötzlich hörten wir etliche Maxim-Geschütze arbeiten und die Kugeln flogen uns dicht über die Köpfe weg. Der Hauptmann, welcher die Patrouille führte, gab den Befehl zum Ausschwärmen und wie der Wind flogen wir auseinander. Eine zweite und dritte Ration Kugeln, welche uns der Feind sandte, schlug so dicht bei uns ein, daß wir uns doch aus dem Staube machen mußten. Es

war dieses das erste Mal, daß ich die sogenannten blauen Bohnen pfeifen hörte, auch hatte ich Gelegenheit, einen englischen Panzerzug zu beobachten. Im Lager angekommen, waren die Buren beim Beten versammelt. Der Älteste stand aufrecht mitten im Kreise der um ihn Herumliegenden und Knieenden. Ein solcher Feldgottesdienst ist höchst ergreifend. Der Bauer liest aus der Bibel etliche Psalmen, hält eine Predigt und spricht zum Schluß für die Führung Gottes und seine Gnade seinen Dank aus. Dieses wiederholt sich alles beim Sonnenauf- und Untergang. Trotzdem die Leute ruhiger und ernster Natur sind, sind sie aber auch für lustige Zwischenfälle sehr empfänglich; aber selten, daß man aus Burenmund einen Fluch hört; auch sind sie keine Großthuer und Großsprecher. Wir befinden uns bei den Bauern in der besten Gesellschaft.

Am 3. und 4. April hatten die Buren heftige Gefechte bei Reddersburg. Von unserem Kommando war meine Abteilung beordert, Brandwache (Vorposten) zu stehen. Vorzüglich wurden dazu die Deutschen gerne herangezogen. Abends lösten wir die Posten ab. Um 3 Uhr nachts sollte die Ablösung kommen, aber wir warteten vergeblich. In der Front hatten wir die Lagerfeuer des Feindes; wir mußten darauf gefaßt sein, daß der Feind einen nächtlichen Angriff versuchte. Unsere Feldflaschen waren schon lange geleert und der Durst plagte uns mächtig. Hinter uns war nirgends Wasser aufzutreiben, ich ging deshalb mit einem Kameraden auf die Wasseruche und zwar dem Lager der Engländer entgegen. Plötzlich sehen wir ungefähr etliche 30 Meter vor uns Gestalten. Auf allen Vieren schlichen wir uns

vorwärts, das Gewehr schußbereit, aber trotzdem jedes verdächtige Geräusch vermeidend. Beim Näherkommen merkten wir, daß es Pferde waren. Wir hatten nun auch Wasser erreicht — das heißt wenigstens eine Pfütze, wir füllten die Feldflaschen so gut es ging und krabbelten dann langsam wieder zurück — aufrecht konnten wir nicht gehen, da ebenfalls die englische Wache in nicht großer Entfernung postiert war. Glücklicherweise erreichten wir den alten Platz, wo sich unsere Kameraden befanden und sich nun am Wasser labten.

Am nächsten Vormittag kam Ablösung. Letztere hatte uns in der Nacht verfehlt, was hier in diesem Gelände leicht vorkommen kann. Hatte uns am Tage zuvor der Durst geplagt, so machte sich jetzt der Hunger in einer Weise bemerkbar, daß wir sogar an Wurzeln herumkauten. Beim Erreichen der nächsten Farm kochten wir „Milipap“, ein aus Maismehl hergestellter Brei, welchen wir mit wahren Heißhunger vertilgten.

Am 19. April kamen wir nochmals nach Brandfort; wir hielten uns jetzt immer in der Nähe des Modderrivers auf, welchen wir öfters kreuzten. Wir hatten jetzt keine Ruhe mehr vor dem Feinde. Eine Menge kleiner bedeutungsloser Gefechte hatten wir in den letzten Tagen des April. Zwei schwere Tage waren der 30. April und der 1. Mai. Wir hatten Befehl bekommen, den *Chabanghu-Berg* zu besetzen. Außer uns Deutschen waren noch Holländer und Iren dazu beordert. Morgens zeitig ritt die ganze Kolonne Ausländer an den Berg, welcher besetzt werden sollte; die Engländer meinten, daß die Kopje schon besetzt sei und beschossen letztere mit Schrapnells. Auch Gewehrfugeln schwirrten hin und

wieder vorbei. Mein Pferd war krank und ich lief zu Fuß nebenher ins Gefecht, was ich eigentlich nicht nötig hatte; es war allerdings ein Wagnis von mir, denn wenn wir vom Feinde zurückgedrängt wurden, so wäre ich ohne Pferd unrettbar verloren gewesen. Jeder mußte sich für etliche Tage Proviant mitnehmen, welcher aus getrocknetem Fleisch bestand, hier im Lande Biltong genannt. Den Berg bildete eine langgezogene Hügelkette. Wir nahmen hinter den Klippen Stellung, um auf den Angriff der Engländer zu warten. Unsere Artillerie arbeitete sehr gut und wir konnten sehen, wie etliche englische Geschütze zum Schweigen gebracht wurden. Um 10 Uhr morgens begann der Angriff der englischen Infanterie auf unsere Stellung. Der Feind mußte einen mächtigen Geschützpark aufgeföhren haben, von welchem wir tüchtig beschossen wurden. Unsere Artillerie hatte auch einen harten Kampf mit der des Feindes, welcher es aber hauptsächlich auf die hinter uns stehenden Pferde abgesehen zu haben schien, denn die meisten Geschosse krepiereten hinter uns zwischen den Pferden, es wurde sogar zeitweilig so weit hinter uns geschossen, daß unsere Ambulanz etwas mehr zurück gehen mußte. Die Infanterie stürmte heran unter den Rufen: „God save the Queen“ (Gott beschütze die Königin). Mit aufgepflanztem Bajonnett kamen sie immer mehr auf uns zu; es waren kritische Momente, da es noch ungewiß war, ob der Angriff erfolgreich zurückgeschlagen werden konnte. Mir klopfte das Herz hörbar, denn wenn der Feind auf den Berg kommt und wir müssen weichen, so bin ich unrettbar verloren, denn ich hatte kein Pferd, um schnell genug wegzukommen. Bis auf 200—300 Meter ließen wir den

Feind herankommen. Dann erst eröffneten wir ein mörderisches Gewehrfeuer, welches ganze Reihen der Engländer zu Boden streckte; noch einige Male stürmte der Feind während des Tages, auch machten wir 15 Gefangene, darunter befand sich ein Kapitän und ein Sergeant, etliche von den gefangenen Engländern waren verwundet. Bei dem letzten Sturm, den heute der Feind machte, hätte er uns beinahe zurückgeworfen. Wir feuerten, was die Läufe hergaben, und es gelang uns, den Angriff siegreich abzuschlagen.

Auf unserer Seite hatten wir etliche Tote und Verwundete, darunter zwei brave Kameraden, Leutnant Baron von Brächel und Leutnant Günther tot und S. Meyer und zwei mir Unbekannte ziemlich schwer verwundet. Auch das irische und holländische Korps hatte Verluste zu verzeichnen. Der Feind hatte eine Unmasse Tote und Verwundete bei dem Gefecht, was nun endlich bei eintretender Dunkelheit inne hielt. Nur hier und da waren einzelne Schüsse zu hören. Viele Kameraden hatten den Tod ihrer Pferde zu beklagen. Letztere lagen in ziemlicher Anzahl am Fuße des Berges. Der Feind arbeitete mit dem Heliographen. Deutlich konnte man das Aufblitzen des elektrischen Lichtes sehen, jedenfalls wurden Verstärkungen herangezogen; wir hatten heute die Generale French und Kitchener gegenüber gehabt. Die auf unserer Seite Verwundeten wurden vom Roten Kreuz weggebracht, und die Toten begraben. Viele von uns, fast die meisten, mußten in das Lager zurückreiten, um Munition u. s. w. von dort zu holen. Keuchend mußte ich hinter den Reitern hertraben und in Schweiß gebadet kam ich fast zu gleicher Zeit wie die Reiter an. Glück-

licherweise waren ein paar neue Pferde angekommen, von welchen ich sofort eins bekam. Wir legten uns schlafen, um nur etliche Stunden zu ruhen. Kaum graute der Morgen, als schon ein Depeschenreiter ankam und uns aufforderte, sofort in die Position zu kommen. In gewohnter Geschwindigkeit waren wir zum Aufsitzen fertig und fort ging es. Voraus unser Hauptmann, welcher wie der Brausewind über das Feld sauste. Gewehrfeuer war wieder hörbar und der Tanz mit den Khakis ging von neuem los. Wir waren eben am Fuße des Berges angekommen, als schon die englische Artillerie wieder anfang zu arbeiten. Wir wurden förmlich von einem Regen von Granaten und Schrapnells überschüttet; saugend und brausend flogen uns dieselben über den Köpfen weg, manchmal in unheimlicher Nähe krepierend. Sprengstücke von Geschossen lagen in einer Unmasse auf dem Felde verstreut und ein Eisenhändler hätte die besten Geschäfte damit machen können, oder auch die Eisenstücke hätten, in Gold gefaßt, schöne Ohrringe für die englischen Damen abgegeben. Wir waren noch nicht ganz den Berg hinaufgeklettert, als eine Schrapnellsalve über uns krepierete, glücklicherweise zu hoch, so daß die auf uns herunterpurzelnden Bleifugeln jede Kraft verloren hatten.

Die Engländer gingen soeben wieder zum ersten Angriff vor. Der Feind mochte uns heute wohl in sechsfacher Uebermacht gegenüberstehen und es war noch nicht voranzusehen, was der Tag bringen konnte. Wir feuerten, was die Mäuser hergaben, denn mit Munition hatten wir uns genugsam versehen; die Artillerie gab auch Feuer ab auf die herannahende Infanterie. Ein

Stahlmantel von einer Lee-Medfort-Kugel war vom Stein abgeprallt und hatte mich an der linken Backe verletzt. In der Hitze des Gefechtes merkte ich nichts davon, erst das an der Wange herunterrieselnde Blut machte mich darauf aufmerksam. Der Feind mußte große Verluste haben, denn ganze Reihen Engländer fielen zu Boden, wie mit der Sense weggemäht. Wir hielten stand, trotzdem auch wir, sowie das holländische Korps schwere Verluste hatten. Auch die Buren an unserer linken Flanke hatten etliche Tote und Verwundete zu beklagen. U. a. war bei unserem Kommando verwundet Baron Wolf.

Plötzlich heißt es, der Feind sei uns im Rücken. Als wir am Horizont eine mächtig große Staubwolke aufwirbeln sahen, waren wir der Meinung, daß wir Verstärkung bekämen und blieben ruhig liegen. Wir sollten aber bald eines anderen belehrt werden. Es kam der Befehl „Zurück“, denn drei Regimenter Lancers wären uns im Rücken; ich dachte mir, „na das kann ja gut werden“. Wir feuerten das Magazin leer, luden von neuem und begaben uns so schnell wie möglich den Berg hinunter. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe wir unten ankamen. Eine Lyddit-Granate schlug soeben in einen Haufen ihre Pferde besteigender Buren ein. Pferde und Reiter wälzten sich am Boden. Die Reiterei kam mit einer unglaublichen Schnelligkeit näher und ich konnte keine großen Beobachtungen anstellen, sondern wir mußten machen, daß wir fortkamen, denn der Feind war jetzt auf dem Berg und gab Schnellfeuer auf uns ab. Links kamen die Lancers, welche aber doch nicht so schnell waren wie wir, und das Nachsehen hatten.

Das Geknatter der Gewehre nahm immer mehr zu,

31
es war, als wenn mit Kieselsteinen nach uns geworfen würde, im ganzen Umkreis, wo man ritt, sah man die kleinen Staubwölkchen, welche von dem Einschlagen der Kugeln herrührten. Im dichtesten Kugelregen ritten wir weiter, es war ein Ritt auf Leben und Tod; da nun auch noch die Artillerie anfang, uns einen anständigen Abschiedsgruß nachzusenden. Die Situation, in welcher wir uns befanden, war wirklich nicht beneidenswert. Wir gingen aber doch mit dem Bewußtsein vom Schlachtfeld, daß wir wieder einmal den Engländern einen ganz bedeutenden Schaden zugefügt hatten.

Zu gleicher Zeit, wo wir hier heftige Gefechte hatten, war ein Kampf um Winburg entbrannt, in dem die Engländer zurückgeschlagen wurden.

Noch ein kleines Gefecht hatten wir am Tabak-Berg. Unser Hauptmann wollte sich von den Buren etliche Kanonen geben lassen, um den Feind zu empfangen bei seinem Angriff. Wir hatten die Engländer dicht herankommen lassen, als wir plötzlich von einem seitlich gelegenen Berg ein heftiges Kanonenfeuer auf dem Halse hatten. Unser Kommando konnte sich unmöglich allein halten; wir hätten es aber gethan, wenn unserem Hauptmann zwei Kanonen zur Verfügung gestellt worden wären. Nebenbei gesagt hatten wir mindestens eine zwanzigfache Uebermacht gegenüber. Etliche Pferde-Verwundungen abgerechnet, kamen wir mit dem blauen Auge davon.

Eine vor etlichen Tagen gefangen genommene Kolonne Engländer äußerte sich dahin, daß sie sich freiwillig gefangen nehmen ließ, da sie nicht mehr für zwei Schil-

linge täglich sich möglicherweise totschießen lassen möchte, da es nicht ihr, sondern nur den Millionären zu gute kommt.

Beschreibung von Geschosse der Buren und Engländer.

Ehe ich weiter fortfahre, will ich noch etliches über die im südafrikanischen Feldzug verwendete Munition berichten. Etliches davon erfuhr ich von einem Herrn Dr. Schmitz-Dumont, dessen Bruder am Spionskop gefallen ist. Herr Dumont war am Staatslaboratorium in Pretoria angestellt und so erfuhr ich so manches mir Wissenswertes. Die meisten Kanonengeschosse wurden in Pretoria und Johannesburg hergestellt, vorzüglich funktionierten die daselbst hergestellten Shrapnels (7,5 Centimeter), Feitzünder, ebenso die Mörzgeschütz-Geschosse (3,7 Centimeter), dagegen kam es oft vor, daß englische Geschosse nicht frepierten, was an der mangelhaften Zünderkonstruktion lag. Das von uns allein gefürchtete Geschosß waren die Lydditgranaten, deren Inneres mit einem übelriechenden Gas angefüllt ist, dessen Sprengwirkung jeder Beschreibung spottet. Jeder, der das Gas einatmen muß, ist dem Tode verfallen, oder liegt lange Zeit bewußtlos. Die englischen Lee-Metford-Gewehre

sind höchst schlecht gearbeitet, ihre fabrikmäßige Herstellung kann keinen Vergleich mit unserem Mausergewehr aushalten, trotzdem im englischen Gewehr zehn Patronen im Magazin untergebracht werden können, dagegen im Mausergewehr nur deren fünf. Die Buren verwenden in ihrem Kriege ziemlich vielerlei Gewehrsysteme, unter anderem das Männlicher-Gewehr Oesterreichs, außerdem dessen neueste Konstruktion mit Seitenladung, dann folgt das Martini-Henry-Gewehr ohne Stahlmantel, 1 Centimeter Durchmesser, und das Carabine-(Jagd)-Gewehr. Das Maschinen-Maximgeschütz mit 25 Patronen, letztere von derselben Größe wie die Patronen des Martini-Gewehres, nur mit Stahlmantel versehen und mit Korditfüllung, dagegen die Martini-Patrone Schwarzpulver oder auch Rauchloses als Füllung hat. Von den so viel genannten Dum-Dum-Geschossen giebt es viele Arten, eine der schlimmsten Sorte ist das mit stumpfer Spitze versehene Expansionsgeschosß mit einer 1 Centimeter langen Kupferröhre im Innern, richtet im Körper des Menschen grausame, den ganzen Organismus zerstörende Wirkung an, vorzüglich bei der Ausgangsstelle im Körper reißt es ein großes Loch. Revolver hatten wir nur zwei Sorten, den Webley-Revolver mit 6 und die Mauser-Selbstladepistole mit 10 Patronen.

Einige Tage, nachdem wir das zuletzt geschilderte Gefecht gehabt hatten, traf (30g) unser Lager nach Winburg, die Pferdereiter waren als Deckung mit beim Wagen. Müde und abgESPannt kamen wir den nächsten Tag am Abend an einen kleinen Fluß, es war schon stark dunkel. Wir sattelten ab, fesselten unsere Pferde und ließen sie laufen. Wir hatten Holz zusammen

und wollten eben abkochen, als auf einmal Befehl kam, sofort die Feuer auszulöschen, aufzusatteln und Position zu nehmen bei der nächsten Kopje, ein Nacht-Angriff der Engländer stände bevor. Wir waren wie aus dem Himmel gefallen; so hundemüde wir waren, wurde der Befehl sofort ausgeführt. Die Wagen fuhren weiter, wir legten uns, das Gewehr im Arm, zwischen die Klippen, der Dinge wartend, die kommen sollten. Was kommen sollte, kam aber nicht; unsere Spione kamen zurück mit der Meldung, daß ein falscher Rapport überbracht worden wäre und wir die Position verlassen sollten. Die Nacht über wären wir bald erfroren, denn nachts ist es sehr kalt; derartige Malheurs passieren öfter. Wir hatten einen schweren Weg noch zurückzulegen, kamen aber endlich doch noch mit Mühe und Not an unserem Bestimmungsorte an. Trotzdem wir etliche Kaffern bei unserem Ochsenwagen hatten, mußten wir doch oftmals alle mit zugreifen; entweder war der Wagen in einer Drift (Surt durch einen Fluß) stecken geblieben, oder es war am Wagen irgend etwas gebrochen, es wurde jedoch stets wieder Rat geschafft. An jedem Wagen waren acht Paar Ochsen, das erste Paar wurde vom Vorlooper (Führer) geleitet. Heute hatte ich einmal wieder seit langer Zeit Gelegenheit, ein kleines Brot zu kaufen, mußte allerdings 4 Mark bezahlen, es war mir aber ein Hochgenuß, das trockene Brot zu verzehren.

Am 9. Mai sahen wir, wie sich in der Nähe von Winburg ein Gefecht entwickelte, leider konnten wir nicht mit eingreifen, da eine große Flachte (Ebene) zwischen uns und den Kämpfenden lag. Es wäre Wichtigkeit gewesen, wenn wir auch in Galopp über das

35
große Feld gesprengt wären; es zuckte uns ganz mächtig in den Gliedern, da sogar etliche verirrte Kugeln über unsere Köpfe flogen, wenigstens ein kleines bißchen mit-zuhelfen. Wir schlichen uns, die Pferde zurücklassend, so weit wie möglich an die Gefechtslinie heran, Termiten-hügel (Ameisenhaufen), durch welche eine Gewehrkugel nicht schlägt, als Deckung benützend, und eröffneten dann plötzlich ein Schnellfeuer auf die Engländer. Ob eine der Kugeln Schaden angerichtet hat, kann ich nicht sagen, aber mit großer Genugthuung sahen wir, wie ein Regiment Reiter auf uns zugesprengt kamen. Natürlich mußten wir uns aus dem Staube machen, da wir überhaupt die Engländer nur zum Narren gehabt hatten und außerdem nur etliche Mann waren. Ueberhaupt machte es uns immer riesigen Spaß, den Engländern einen Schabernack zu spielen.

In Winburg bekamen wir von den Schwestern des dortigen „Roten Kreuzes“ eine kleine Erquickung, welche aus Selterswasser und Bisquit bestand. Die eine der Schwestern sagte in Holländisch: „Nehmt nur, damit es die bösen Engländer nicht bekommen.“

Wir frugen, ob Verwundete von unserem Korps hier wären, da verschiedene von uns fehlten. Hierauf eilte eine der Schwestern in das Haus und kam bald darauf, einen unserer Kameraden, Meier mit Namen, im Arm zurück. Dem armen Kerl war beim letzten Gefecht der halbe Fuß zerschmettert worden, außerdem war noch ein verwundeter deutscher Arzt im Hospital. Alle meinten, daß der Feind heute noch nach hier kommt, und die zwei Deutschen baten uns, sie doch mitzunehmen, was wir auch thaten. Der eine benützte einen Maulesel als Reittier

und der andere ein Packpferd; die zwei Kameraden wurden später nach Kronstadt gebracht.

Der Präsident Stejn vom Oranje-freistaat hielt eine Ansprache im Lager, welche auf alle Gemüther einen tiefen Eindruck machte. Er sprach von einem Wagen herab, auf welchem das Vierkleur (Vierfarb) wehte. Beim Einzug der Engländer in Winburg ritten sechs englische Spione voraus, welche genau wie die Buren gekleidet waren, nur der auf das Pferd geschnallte blaue Mantel und die Form der Gamaschen verriet, daß es Feinde von uns waren. Drei davon wurden von den im Hinterhalt liegenden Buren erschossen und die anderen drei gefangen genommen. Ich wechselte einige Worte in Englisch mit den Gefangenen, welche sich in ihr Schicksal ergeben mußten, denn eine Kugel durch den Kopf war den drei Verrätern sicher. Noch am 10. abends mußten wir in die Positionen.

Einige Zeilen eines Soldaten vom 10. australischen Lancier-Reiter-Regiment will ich noch folgen lassen, woraus zu ersehen ist, in welcher Art und Weise die Engländer vorgehen. Der Soldat schreibt: „Wir haben große Mengen von Pferden, Schafen, Geflügel requiriert. Unsere Jungens töten das Geflügel, indem sie es jagen und mit Lanzen aufspießen. Es wird behauptet, daß einer der Mänen neulich in einem Hause am Moderriver 8000 Mark erbeutete; die Häuser sind meistens prächtig möbliert und enthalten schöne Klaviere und Orgeln. Unsere Jungens brachen die Orgeln auseinander, um sie als Feuerungsmaterial zu benützen.“

Dies ist nur ein Beispiel und ich könnte noch viel dergleichen angeben; erst kürzlich wurden ein Holländer

und ein Deutscher in das Hospital gebracht, die Lanciers hatten die zwei armen Menschen dazu benützt, um Attacken mit Lanzen auf dieselben zu machen. Auf einer Farm, dessen Besitzer ein Deutscher war, erfuhr ich, daß sogar Frauen und Kinder von den Soldaten gemißhandelt wurden.

Verwundung — Transport nach Pretoria in das Hospital.

Unser Kommando bezog nun die uns angewiesenen Positionen am „Sandriver“. Wir waren in der Nähe einer Farm, von wo wir am Abend Futter (Hafer) für unsere Pferde holten, eine Seltenheit für die armen Tiere, denn meistens waren sie angewiesen, Gras zu fressen.

Wir hatten es uns in einer Schlucht, welche an dem Fluß auslief, bequem gemacht; die Stimmung unter uns war ziemlich gedrückt, denn es war vorauszusehen, daß der nächste Tag ein sehr heißer werden würde. Ich meine aber nicht die Witterung, denn die Sonne ist hier immer recht sehr freundlich, so daß es vorkam, daß es 60 Grad Celsius heiß war. Wir beobachteten auch, allerdings in ziemlicher Entfernung, einen Fesselballon des Feindes.

Bei eintretender Dunkelheit wurde es sehr kalt, dazu durften wir am Abend keine Feuer unterhalten. Die Posten wurden verteilt und die Wachen angewiesen, nicht

zu schießen, sobald eine feindliche Patrouille herankommen sollte; wenn wir sie nicht gefangen nehmen könnten, so sollten wir sie ruhig passieren lassen. Das Lager der Engländer war direkt vor unserer Nase, deutlich konnten wir die Lagerfeuer des Feindes sehen.


Auf mich fiel die Wache von 1—3 Uhr morgens, ich war noch mit zwei meiner Kameraden auf Posten, es war eine Hundekälte, fröstelnd wickelten wir uns in die Decken und legten uns langgestreckt auf den Boden, von den Pferden mochten wir ungefähr fünf Minuten entfernt sein. Die Nacht war ziemlich hell, wir lagen hinter einem kurzen Gebüsch, wo uns der Feind nicht so leicht hätte entdecken können, außer er wäre direkt auf uns getreten. Auf einmal sahen wir, wie sich etliche Gestalten uns nähern, bald erkannten wir, daß es Khafis waren; wir schmiegt uns, so gut es ging, an die Erde, unsere Mauser krampfhaft in den Händen haltend, am liebsten hätten wir geschossen, leider war es uns verboten worden, und wir mußten es unterlassen, loszuknallen. Die Patrouille ging nur wenige Schritte über die Linie hinaus, wo wir auf Posten lagen, und zog sich dann wieder zurück, jedenfalls war es den Khafis nicht geheuer hier in der Nähe. Der Rapport, welchen die braven Soldaten ihrem Kommandanten werden gebracht haben, wird lauten: „In der ganzen Umgebung kein Bur!“ Unserem Hauptmann Lorenz machten wir sofort nach unserer Ablösung Meldung.

Unsere Artillerie fing am nächsten Morgen um 7 Uhr an, auf die gegnerische zu feuern. Wir lagen in einem langgezogenen Schützengraben und halb rechts hinter unserer Stellung war unsere Artillerie postiert, letztere woll-

ten die Engländer absolut zum Schweigen bringen, öfters schoß der Feind so kurz, daß die Granaten und Schrapnels dicht hinter uns krepirten.

Wir bekamen Befehl, unsere Stellung zu verändern, und kamen nun in die Nähe des holländischen Korps zu liegen, welches sich eine gute Deckung in der Sandriver Schlucht gesucht hatte, in welcher, wie es hieß, die Engländer heraufkommen sollten. Rechts und links von unserer Stellung waren Buren-Geschütze aufgefahren, welche ein fortwährendes Feuer auf den Feind unterhielten. An Gegengrüssen ließ es aber der Feind auch nicht fehlen, und die englische Artillerie schoß an dem Tage sehr gut. Zwischen 8 und 9 Uhr rückten wir noch etwas weiter vor und ließen die Pferde am alten Platze zurück. Unser Hauptmann meinte: „Kinder, wenn wir hier zurückgedrängt werden, so kommt keiner mehr aus diesem Loche heraus!“

Endlich kamen die Engländer in langen Schützenlinien an und wir hatten ein gutes Schussfeld, immer neue Infanteriekolonnen kamen hervor wie aus der Erde gestampft, uns flogen die Kugeln wie Bienen um die Köpfe. Trotzdem schon manch tapferer Engländer gefallen war, wollten die Kolonnen nicht aufhören, zu erscheinen. Plötzlich sahen wir, wie der Feind auf der rechten Seite eine Kompje besetzte, welche noch kurz zuvor von den Buren besetzt war, letztere hatten sich zurückgezogen, ohne unserem Hauptmann Meldung gemacht zu haben. Genau so war es auf der linken Flanke, von wo aus die Engländer bald in starken Schützenlinien auf uns zukamen. Da wir jetzt von drei Seiten Feuer bekamen, mußten wir zurückgehen, um nicht in Gefangenschaft zu

40 
geraten. Etwa 10 Minuten hatten wir zurück zu den Pferden zu gehen, waren dabei fortwährend ohne Deckung und dem tödlichen Blei preisgegeben. Wir hatten ein furchtbares Gewehr- und Maximfeuer auszuhalten. Es war ein Wunder zu nennen, daß nicht mehr von unseren Leuten fielen. Die englischen Soldaten hatten miserabel geschossen, obgleich die Entfernung vom Feinde keine 300 Meter betrug.


Ich lief in hohem Schilfgras an der rechten Seite des Flusses ziemlich als letzter hinter meinen Kameraden her, in der rechten Hand mein Gewehr, in der linken Hand meine zwei ziemlich leeren Patronengurte, ich hatte keine Hoffnung, daß ich mein Pferd erreichen würde. In dieser Ansicht wurde ich noch bestärkt, als zwei meiner Kameraden neben mir fielen, der eine war tot und der andere stürzte schwer verwundet ins Wasser. Ueberall sah man seine Kameraden fallen.

Meinen letzten Augenblick glaubte ich gekommen, als der Feind auf mich einzelnen Mann mit dem Maximgeschütz schoß. Die 25 Kugeln flogen ungefähr zwei Meter vor mir in den Boden, ein langes, schmales Loch reißend; der Führer des Geschützes hatte geschossen, ohne die Kugeln über das Gelände zu streuen, sondern hatte es direkt auf mich abgesehen.

Die Junge hing mir von dem heftigen Laufen in der Sonnenglut buchstäblich zum Halse heraus, aber auch die Todesgefahr, in der man schwebte, mag etwas dazu beigetragen haben, denn auch der kaltblütigste Mensch wird zusammenschauern, wenn er seinen Tod vor Augen sieht, oder möglicherweise schwer verwundet in die Hände des Feindes fällt.

Endlich erreichten wir mit Aufbietung aller unserer Kräfte die Pferde. Für den Augenblick waren wir in Deckung, aber es sollte noch schlimmer kommen. Beim Ausreiten aus der Schlucht mußten wir einen kleinen, schmalen Paß passieren, um auf die Ebene zu gelangen. Auf diesen einen Punkt, wo nur ein Reiter zu gleicher Zeit aufwärts konnte, richteten nun die Engländer ihr Feuer, die Pferde waren im höchsten Grade unruhig und bäumten fortwährend. Als wir wieder Ebene vor uns hatten, ritten wir in schnellem Tempo Ventersburg entgegen, es war dies aber auch der einzige Ausweg, der uns blieb. Die Kugeln piffen nur so um unsere Köpfe herum, und man wurde unwillkürlich an das Lied erinnert: „Heute rot, morgen tot“.

Ich mochte ungefähr 40 Schritt geritten sein, als ich eine Kugel durch die rechte Wange bekam. Ich hatte das Gefühl, als wenn mir jemand eine derbe Ohrfeige versetzte, Schmerzen fühlte ich im Augenblicke nicht. Eine kleine Blutfäule spritzte wie eine Fontäne am linken Nasenflügel heraus, den Einschuß konnte ich augenblicklich nicht finden. Ich glaubte natürlich, daß ich tödtlich getroffen wäre, dachte an die Heimat und an meine Lieben und machte mich darauf gefaßt, daß ich vom Pferde stürzte. In der Hoffnung, bald eine Ambulanz zu finden, ritt ich immer weiter. Doch vergeblich. Die Schrapnels krepiereten noch in kurzer Entfernung, und ich spornte meinen Gaul zu einem noch schnelleren Tempo an, denn es wäre mir durchaus nicht angenehm gewesen, noch ein Stück Eisen von einer Granate zwischen die Rippen zu bekommen, mein armes Tier konnte kaum mehr laufen nach den vielen Strapazen, welche wir in letzter Zeit

42 
durchgemacht hatten. Nach ungefähr zweistündigem Ritt wurde mir von einem Freunde in einem Kaffernkraal ein Notverband angelegt, welcher aber nicht viel nützte, denn er rutschte bald wieder herunter. Ich, sowie mein Gaul waren mit Blut besudelt, jetzt bemerkte ich auch erst, daß mein Pferd einen Schuß in den hinteren linken Oberschenkel bekommen hatte.

Nachdem ich mit etlichen von meinen Kameraden noch eine Stunde geritten war, kamen wir endlich an eine holländische Abtheilung des Roten Kreuzes. Wir befanden uns in nicht all zu großer Entfernung von Ventersburg. Hier bekam ich nun endlich, Gott sei Dank, einen ordentlichen Verband angelegt. Die Wunde fing jetzt aber auch heftig zu schmerzen an, ich hatte viel Blut verloren und war im höchsten Grade geschwächt. In unserer nächsten Nähe platzte eine Granate, glücklicherweise wurde dabei niemand verwundet. Ankommende Spione meldeten, daß Reiterei uns verfolgte. Mein Pferd verendete kurz nach meiner Ankunft.

In einem Eselswagen wurde ich nebst dem Adjutanten vom General Botha, welcher ebenfalls verwundet war, nach Kronstadt befördert. Etliche Male wurde unterwegs Kastr gemacht. Ein Esel von unserem Wagen zog es vor, am Wege liegen zu bleiben. Ein nicht endenwollender Troß von Ochsen- und Eselswagen bewegte sich nun Kronstadt zu, darunter ein Wagen voll mit englischen Gefangenen, welche aber gar nicht so finster dreinschaute, als wie es ihnen eigentlich in der augenblicklichen Situation geziemte. Nachdem wir den ganzen Tag gemüßig in dem elenden Wagen herumgeschüttelt worden waren, kamen wir endlich um 9 Uhr abends in Kronstadt

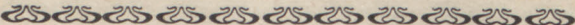
an und wurden hier in einem Wagen des Ambulanzzuges untergebracht, dessen Einrichtung eine höchst komfortable war. Immerwährend kamen noch Verwundete an, darunter der Hauptmann unseres Korps, C. Lorenz, und sein Adjutant v. Wrangel.

In Kronstadt war das Gerücht verbreitet, daß der Feind bald nach hier kommen würde und daß daher alle vorhandenen Getreidevorräte in Brand gesteckt werden sollten, um sie nicht dem Feind zu überlassen. Das geschah auch; was nicht weggeschafft werden konnte, wurde verbrannt.

Am nächsten Tag fuhr der Zug mit uns nach Pretoria ab; unterwegs bekam ich hochgradiges Wundfieber und die Schmerzen nahmen immer mehr zu. Bis zur Ankunft in Pretoria war ich die meiste Zeit bewußtlos. Bei Ankunft wurden die Verwundeten an die verschiedenen Ambulanzen verteilt, gegen 30 Verwundete wurden in die Abteilung des deutschen Roten Kreuzes gebracht; auch ich befand mich unter denen.

Die Ambulanz war in der Knabenschule eingerichtet, welche sich der Reitbahn gegenüber befand, wo die gefangenen englischen Offiziere untergebracht waren. Die Verpflegung, welche wir im Hospital hatten, ließ nichts zu wünschen übrig. Das Hospital war vom „Central-Komitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz“ entsandt; die Leitung lag in den Händen des Marinestabzarztes Dr. Matthiolius und Oberarztes Dr. Hildebrand. Die Kranken-Schwester und Pfleger hatten eine schwere Last mit den vielen Verwundeten.

Seit meiner Verwundung durfte ich nur flüssige Nahrung zu mir nehmen; der Magen schien mit der Kost

44 
höchst unzufrieden zu sein, denn er knurrte den ganzen Tag. Die Kugel war unterhalb des rechten Ohres eingedrungen und am linken Nasenflügel herausgekommen. Die Schmerzen ließen erst nach, nachdem die Herren Aerzte einen operativen Eingriff gemacht hatten. Die Kugel hatte die Kaumuskel durchschlagen, ebenso die obere Reihe Zähne, von welchen zwei herausgenommen wurden, den Backenknochen und das Nasenbein stark gestreift.

Später kamen noch zwei Verwundete von unserem Korps, ein Amerikaner und ein Oesterreicher, welche ebenfalls im gleichen Gefechte wie ich verwundet wurden. Viele waren aber auch in anderen Ambulanzen untergebracht.

Lord Roberts meldete nach London, daß er das deutsche Korps vollständig aufgerieben habe. Unser Kommando war noch lange nicht aufgerieben, sondern wurde noch stärker, als es erst war. Hauptmann Lorenz wurde zum Obersten ernannt; er verließ das Hospital, nachdem er zwei Wochen gelegen hatte, obgleich seine Wunde noch nicht vollständig geheilt war. Kurz nach seinem Weggange hatte er ein heftiges Gefecht bei J o h a n n e s b u r g , wo er das erste Mal wieder mit dem Feinde zusammentraf. Leider wurde er dabei nebst etlichen Kameraden gefangen genommen und schmachtet jetzt auf S t . H e l e n a .


Hier in Pretoria sah es recht traurig aus. Die meisten Läden waren geschlossen, Verwundete waren in Menge hier und fast auf allen Straßen begegnete man der Roten Kreuz-Flagge.

Die Engländer waren in nächster Nähe von Jo-

45
hannesburg. Kurz will ich daher noch einiges über die Befestigung von Pretoria folgen lassen: Es hieß, Pretoria sollte verteidigt werden, und es wurden noch verschiedene Arbeiten an den Befestigungen vorgenommen. Im ganzen wird die Hauptstadt durch sieben Forts verteidigt, von denen aber nur fünf in Betracht kommen, denn die anderen zwei sind noch nicht vollständig ausgebaut und armiert. Die äußere, sehr dicke Steinmauer wird von seitlichen Erdwerken geschützt; die Anlage ist ziemlich bei allen Forts dieselbe. Zur Armierung dienten die 15-Centimeter-Geschütze, die „Long Toms“ getauft wurden und vor Ladysmith und Kimberley eine große Rolle spielten.

Vier Meilen südlich von Pretoria liegt ein Fort zum Schutze der über Irene nach Johannesburg führenden Eisenbahn, auf einem 400 Fuß hohen sogenannten Signalhügel. Westlich davon befindet sich auf einem felsigen Berge ein Fort, welches zum Schutze der in den Felsen hineingebauten Pulvermagazine errichtet worden ist. Diese Redoute ist mit dem Magazin durch einen unterirdischen Gang verbunden. Von großer strategischer Wichtigkeit ist noch das auf der Erasmus-Farm erbaute Fort Nopis-Fluß. Es überschaut unter anderem die Straße nach dem Buschfeld, jene dichtbewaldete Länderstrecke, wohin die Buren im Winter zu treffen pflegen, weil hier in dieser Jahreszeit die Fütterung für die Tiere eine bessere ist.

Ich bin schon zu weit gegangen mit der Beschreibung der Forts und will nun wieder in das Hospital zurückkehren, wo außer Buren noch Holländer, Deutsche, Franzosen und Amerikaner vertreten waren. Trotzdem wir so verschiedene Nationen zusammen waren, sangen

46 
wir doch öfters in Gemeinschaft das Burenlied, welches
immer tiefen Eindruck machte. Nachfolgend lasse ich das
Lied in afrikanischer Mundart folgen:

Kent gy dat volk vol heldenmoed
En toch zoo lang geknecht?
Het heeft geofferd goed en bloed
Door vryheid en voor recht.
Komt burghers! laat de vlaggen wapp'ren,
Ons lyden is vorby,
Roemt in zegen onzer dapp'ren,
Dat vrye Volk zyn wy!

Dat vrye volk,
Dat vrye volk,
Dat vrye volk zyn wy!

Kent gy dat land zoo fcharp bezocht
En toch zoo herrlyk fchoon?
Waar de natuur haar wond'ren wrocht,
En kwijsig fteft den toon.
Transvaalen! laat ons feftilied fchallen,
Daar waar uns volk hield fand,
Waar onze vreugdefchoten knallen,
Daar is ons vaderland!

Dat herrlyk land,
Dat herrlyk land,
Dat is ons vaderland!

Kent gy dien staat nog maar en kind,
Jns werelos Statenrei?
Maar doch doo'rt Britfch bewinn
Weseer verflaard voor vry.

Transvaalen! edel was uw streven
 En zynlyk onze smaad,
 Maar God die netkommst heeft gegeven,
 Zy lof voor d'eigen staat!
 Looft onzen God,
 Looft onzen God,
 Looft onzen God voor land en staat!

Oft ging ich bei dem Hause, das vom Präsidenten bewohnt war, vorbei. Es ist ein unscheinbares Gebäude, vor welchem der greise Ohm in der Veranda des Morgens seinen Kaffee einnimmt, und nur an der Ehrenwache, welche vor dem Eingang steht, erkennt man, daß eine hohe Persönlichkeit hier wohnt. Der einzige Schmuck sind am Eingange zwei mächtige Löwen aus Stein gemeißelt. Am 1. Juni hieß es, die Engländer wären vor Pretoria. Alle, die wir hier verwundet im Hospital lagen, wollten natürlich nicht in die Hände der Feinde fallen, dem letzteren war es zuzutrauen, daß sie uns Kranke gefangen nahmen. Wäre Pretoria verteidigt worden, so wären wir alle in die Forts gegangen, um von dort den Feind willkommen zu heißen. Sämtliche Gefangene wurden von Pretoria weggebracht. Wir alle, bis auf drei Mann, verließen das Hospital und begaben uns nach der Bahn. Wer nicht gehen konnte, wurde gefahren. Ich hatte noch den Verband am Kopf, konnte mich aber im übrigen frei bewegen. Es hieß, in Bronkhorstpruit läge ein deutsches Kommando. Ich fuhr mit einem Kameraden von meinem alten Korps, Werbe mit Namen, ein Deutsch-Amerikaner, welchem beide Beine durchschossen waren. Er konnte aber jetzt wieder ganz gut gehen.

Wieder zur Front.

Wir hatten von Pretoria aus Fahrkarten erster Klasse bekommen, mußten aber in Ermangelung anderer Wagen in einem Kohlenwagen fahren, was uns ja ganz egal war. Bloß während der Nacht war es empfindlich kalt, und wir hatten nicht einmal eine Decke. Wir erkälteten uns ganz mächtig; nachdem wir ja die letzte Zeit so gute Pflege genossen, so merkten wir den Unterschied recht fühlbar. Wir wurden bis Middelburg befördert, wo wir vom Landrost (Stadtoberhaupt) ein Haus angewiesen bekamen. Auch eine Decke nannte jetzt wieder jeder von uns sein eigen. Wir verweilten etliche Tage hier. Regelmäßig gingen wir in die holländische Rote Kreuz-Station und ließen uns dort verbinden. Augenblicklich lag das deutsche Kommando Baron v. Goldegg hier, welchem wir uns anschlossen. Im ganzen war selbiges 60 Mann stark, alles beritten. Das Reiten fiel mir noch schwer, mein Kopf wollte die dadurch entstehende Erschütterung noch nicht gut vertragen; ich habe jetzt nun schon das vierte Pferd, seitdem ich hier in Afrika in Kriegsdiensten bin.


Es kam nun eine Reihe Tage, an welchen wir treffen. Den 27. Juni ging das ganze Kommando von Balmoral nach Bronkhorstspruit, wo wir in Erasmus-Farm Halt machten. Auch das Kommando von General Erasmus trafen wir an dem Tag, sogar einige Haubitzengeschütze führten letztere mit sich. Den ganzen Tag über ritten Buren-Abteilungen nach vorn, zuletzt kam noch ein

ganzer Troß Kanonen hinterher. Auch wir verließen die Farm und nahmen denselben Weg wie die vorausgegangenen. Eine Patrouille von Krügersdorfern sprengte im Galopp vorbei.

Am Abend trafen wir eine Abteilung von General Viljoen, welche ihrem Chef einen Rapport überbrachten. Letzgenannter General hatte den Befehl über den linken Flügel; ein Angriff der Engländer wurde erwartet. Wir ritten bis zur Farm Liebenberg, blieben die Nacht über daselbst, und am nächsten Tage ging es weiter bis zur Farm Fra-Haagt. Wir hatten mit unseren Pferden eine mächtige Strecke Weges zurückgelegt. Die Wagen, welche unseren Proviant und Munition aufgeladen, blieben heute im Fluß stehen; die Maulesel wollten absolut nicht mehr von der Stelle, trotz aller Schläge.

Erst nachdem schon die Nacht hereingebrochen war, brachten wir die Wagen aus dem Wasser und das auch erst, als esliche in das tiefe, eiskalte Wasser gingen und die Esel herausführten.

Mit Mühe und Not erreichten wir spät in der Nacht das Gehöft. Von einem Kameraden des Meyerschen Kommandos erfuhr ich eine traurige Nachricht, welche wiederum Zeugnis ablegt von der Rohheit der Engländer. Ein Bur hatte von einer feindlichen Patrouille drei Mann erschossen, was meiner Ansicht nach doch im Kriege nicht mehr wie recht und billig ist, da man sich seiner Haut wehren muß, wie und wo man kann. Der alte Bur wurde gefangen, mußte erst das Grab für die toten Engländer graben, dann sein eigenes; alsdann wurde ihm mit einem Revolver eine Kugel durch den Mund geschossen. Vorher wurden dem armen Menschen die Arme kreuzweise

50 
übereinander gebunden, auch an den Füßen wurde er gefesselt. Kaffern, welche mit in der Nähe waren, mußten dem rohen, grausamen Spiel zusehen.

Das italienische Kommando unter Kapitän Regardy kam soeben vom Aufklärungsdienst zurück.

Am 30. Juni sprengten die Buren die Eisenbahnbrücke in Bronkhorstspuit. Es mußte eine ganz gehörige Menge Dynamit dazu verwendet werden. In kurzen Zwischenpausen erfolgte viermal eine heftige Detonation; eine der besten Brücken Transvaals war ruiniert.

Heute ist Sonntag, der 1. Juli. Wenn man auch nicht Datum und Tag wüßte, so merkte man trotzdem, daß Feiertag ist. Herrscht wochentags ein reges Leben und Treiben im Lager, so ist es dagegen am Sonntag unheimlich still und eine öde Ruhe liegt über dem ganzen Lager ausgebreitet. Das deutsche Meyersche Korps kehrte heute von der Front zurück, um sich neu zu verproviantieren.

Tags darauf, es war am frühen Morgen, ritten wir, eine Patrouille, bestehend aus 20 Mann, welche sich alle freiwillig dazu gemeldet hatten — zwei Mann davon mußten schon nach kurzem Ritt wieder umkehren, da ihre Pferde zu matt waren — in das Veldt. In den Farmen, wo wir hinkamen, erfuhren wir von den Kaffern, daß die Engländer schon dagewesen seien. Die erste Nacht blieben wir in einer verlassenen Farm, wo zufälligerweise noch etwas Hafer für die Pferde war. Die Nacht über hatten wir abwechselnd Wache. Zeitig morgens brachen wir wieder auf und kamen bald an die äußersten Vorposten, welche in einem Gebüsch nahe bei einer Farm gut versteckt waren.

Wir ritten weiter in der Richtung nach der Obermanschen Farm zu. Bei dieser Gelegenheit wären wir bald in die Hände der Engländer geraten. Es war eine große Abtheilung, die rechts von uns in einer Farm lag. Wir erreichten glücklich die Obermansche Farm, wo noch vollauf Futter für die Pferde, und auch noch etwas zum Verzehren für die Mannschaften war.

Am 4. Juli, morgens, noch im Dunkeln, wurde aufgesattelt und wir teilten uns in zwei Kolonnen. Ich schloß mich der kleineren an, welche nur aus 5 Mann bestand. Wir hatten schon eine ziemliche Strecke Weges zurückgelegt, als wir vor uns 7 Khafis reiten sahen. Wir hätten gern geschossen, aber die Entfernung war zu groß und wir konnten auch nicht unnütz Patronen vergeuden. Wir hatten nun nichts eiligeres zu thun, als im Galopp nachzusprengen.

Leider mußten wir die Verfolgung aufgeben, denn etliche Buren, welche uns für Khafis hielten, kamen uns in die Quere, wodurch der Feind einen mächtigen Vorsprung hatte, denn bei so einer Gelegenheit zählt jede Sekunde.

Endlich wieder heute, als am 5. Juli, ein kleines Scharmüchel. Wir hatten eine vorzügliche Stellung und die Deckung war ausgezeichnet. Es war eigentlich kein regelrechtes Gefecht, denn die Engländer, welche uns hier nicht vermutet hatten, kehrten bald wieder um und zogen sich schleunigst zurück.

Wir auf unserer Seite hatten keine Verluste und der Feind auch nur etliche Pferde und einen Mann verloren. Von der Position, welche wir inne hatten, konnte man die Erste Fabrieken (bei Pretoria) sehen. Durch

Kaffern erfuhren wir, daß ein Bur in einer nahen Farm englischer Spion sei und immer mit dem Feind verkehre. Wir ritten deshalb nach dort, um den Kerl zu verhaften. Leider war der Vogel schon ausgeflogen und wir mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Die Frau des Hauses schimpfte in englisch auf uns, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich mit der Dame tüchtig zu zanken, zum allgemeinen Gaudium meiner Kameraden.

Tags darauf bezogen wir morgens noch im Dunkeln die alte Position in den Klippen. Gegen 7 Uhr früh sahen wir eine Menge englischer Mannschaften direkt auf unsere Stellung anrücken. Es mochten gegen 600 Mann sein und wir freuten uns schon auf das kommende Gefecht. Kurze Zeit darauf sahen wir auch an der linken flanke ganze Regimenter anrücken. Da der Feind in einer so großen Uebermacht ankam, wäre es uns unmöglich gewesen, die Stellung zu halten, wir mußten deshalb zurückgehen.

Ich und noch ein Kamerad von unserem Kommando blieben als Nachhut zurück und wir konnten sehen, wie der Feind in großen Massen heranrückte. Es mochten ungefähr 3 bis 4 Regimenter sein, wenn nicht noch mehr, die in langen Schützenlinien ankamen, voraus ritten kleine Abteilungen. Auf der Rückseite sahen wir das Bocksbürger Kommando in vollem Galopp angesprengt kommen, aber die Uebermacht des Feindes war doch, wie es schien, den Buren zu groß und sie zogen sich schnell wieder zurück.

In kurzer Zeit waren die Engländer hinter uns auf den Kopjes und es dauerte nicht lange, als wir auch schon das alte bekannte Lied wieder hörten: Bum, bum,

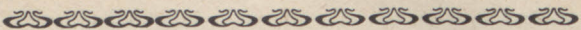
bum. Der Feind schoß mit dem Pompon-Maxim auf uns, ohne auch nur eine Maus zu treffen. Die Kanonade dauerte noch bis Nachmittag, weiß der Kuckuck, auf was die Engländer geschossen haben. Von einer hochgelegenen Farm konnten wir das Treiben des Feindes beobachten.

Wir kehrten zu unserem Wagenlager zurück, um uns neu zu verproviantieren. Auf dem Wege begegneten wir einer Menge Burenlager. Ungefähr 6000 Buren mochten hier kampieren.

In den nächsten Tagen sollte ein Angriff von Burenseite aus stattfinden, wie ich aus einer Unterredung hörte, welche zwischen unserem Kommandanten und General Botha geführt wurde. Bei meinem ersten Kommando stand ich unter dem Oberbefehl von General De Wet, jetzt nach meiner Verwundung unter Botha. Verschiedene Attachés, darunter der deutsche, befanden sich bei Botha.

Spät abends kamen wir müde und abgespant, noch dazu mit leerem Magen, in unserem Lager an und bald schlummerten wir alle in den höchst lustigen Zelten. Sieben Oesterreicher schlossen sich dem Kommando v. Goldegg an. Unsere kleine Trolly (Wagen), welche uns hatte Proviant an die Front bringen sollen, kam wieder zurück, sie hatte sich verirrt, was bei dem hiesigen verzwickten Terrain sehr leicht möglich ist; wir hatten den Wagen schon längst als von den Engländern erbeutet aufgegeben.

Unser Kommando rückte am 8. Juli aus; der Kommandant begab sich zu General Botha, bei welchem sich auch General Viljoen befand, außerdem war der amerikanische Attaché anwesend. Im Pretoriadorplager machten wir kurze Rast. Es war schon dunkel und es herrschte

54 
eine Hundekälte. Die Buren kredenzt uns Kaffee in einem großen Gefäß. Ein Sohn vom Staatssekretär Reitz war hier im Lager, drei Söhne von demselben befinden sich bei unserem Kommando.

Wir bekamen Befehl, bis zur Prinsloo-Form vorzugehen und dort auf weitere Befehle zu warten. Spät am Abend erreichten wir unser Ziel, kochten ab und legten uns schlafen. Wir schliefen diese Nacht recht weich, denn wir lagerten in einem Sumpf.

Am nächsten Tage wurden wir allesamt photographiert von einem ungarischen Photographen, welcher erst aus Europa angekommen war. Er war sehr enttäuscht über das Leben, welches seiner hier harrte; außerdem befand sich noch Herr Franko Seiner, Kriegsberichterstatte des „Grazer Tagblattes“, bei uns, auch ein Schlachtenmaler fehlte nicht.

Im Laufe des Tages stürmten wir noch einen Kaffernkraal, in welchem wir eine feindliche Patrouille vermuteten; beim Eindringen fanden wir aber nur etliche auf den Knien liegende Kaffern. Wie die Kerls zu den vielen Pferden gekommen waren, welche draußen im Hofe waren, und was auch der Grund war, daß wir Feinde hier suchten, kann ich nicht sagen.

Wir stießen zum Krügersdorper Kommando, wofür wir plötzlich durch einen falschen Rapport alarmiert wurden, kehrten aber bald wieder mit den übrigen Kommandos in das Lager zurück. Wir kamen jetzt gar nicht mehr zur Ruhe, denn alle fünf Minuten war etwas anderes los.

Am nächsten Tag mußten wir in die Positionen. Unser Kommando kam nicht zum Schuß, der Feind war

auf der ganzen Linie zurückgeschlagen; die Buren hatten sehr tapfer gefochten. Der Feind hatte große Verluste, aber auch bei uns gab es 4 Tote und etliche Verwundete. Leider befand sich unter den Toten ein vortrefflicher Burenkommandant, De Lang mit Namen — ein schwerer Verlust für die Buren. Nachmittags traf ich den Bruder des Verstorbenen.

Wir bekamen nun Befehl, nach Van de Merwe zu reiten und die Aufmerksamkeit der Engländer auf uns zu lenken. Währenddem sollten die Buren auf der anderen Seite des Geländes einen Angriff machen. Neun Uhr morgens ritten wir ab, Richtung Pinartspoor. Wir passierten unseren äußersten Vorposten und rückten dann langsam vorwärts. Wir waren augenblicklich nur 60 Mann, sollten aber bald Verstärkung bekommen, um die hinter der Station Van de Merwe liegende Kopje zu stürmen. Die gesprengte Eisenbahnbrücke unterzog ich einer Besichtigung.

Wir rückten jetzt in einer langen Linie in großen Abständen voneinander dem Berge zu. Jetzt mochten uns wohl die Engländer bemerkt haben und das Pfeifen, Brummen und Schnurren ging los, indem sie uns Schrapnels, Bomben und Granaten auf den Hals schickten; sogar etliche Lydditgranaten waren unter den auf uns hereinpurzelnden Geschossen. Wir hatten ungefähr 500 Schritte zu reiten, ehe wir etwas in Deckung kamen. Der Feind hatte 4 Geschütze auf einem der großen Hügel und beschöß uns bis zum Angriff der Buren auf der anderen Seite.

Ofters kam es vor, daß Geschosse mitten unter uns plakten, ohne Schaden anzurichten. Einem Zufall hatte

ich es zu verdanken, daß ich heute mit dem Leben davon kam. Ich führte meinen Gaul, welcher absolut nicht über einen kleinen Graben springen wollte. Endlich hatte ich ihn so weit, daß er die Hälfte des Grabens übersehte, als er wiederum scheute und mich, da ich nicht losließ, mit über den ganzen Graben riß. In demselben Augenblicke sauste eine Schrapnelhülse an der Stelle zu Boden, wo ich soeben noch gestanden. Hätte mich mein Pferd nicht vorher zurückgezogen, so wäre ich unfehlbar ein Kind des Todes gewesen.

Man war zeitweilig ganz perplex, wenn wieder ein so großes Ungetüm von Geschloß in nächster Nähe platzte, ohne Schaden anzurichten. Einem Kameraden ging eine Granate so nahe am Kopf vorbei, daß er vom Luftdruck aus dem Sattel geworfen wurde. Die Geschosse schwirten so um die Köpfe, daß man meinte, das jüngste Gericht wäre gekommen. Die Pferde ließen wir zurück und schlichen uns zwischen den Felsen vorwärts, bis wir einen Ausblick hatten.

Eine kleine Patrouille, welche unsere Stärke auskundschaften wollte, kam nahe an uns heran. Es fehlte nicht viel, so hätten wir die Kerls in den Händen gehabt. Zwei davon wurden verwundet und sofort weggebracht. Wir gingen noch etwas weiter vor und sahen auf einmal eine ganze Kolonne Reiter angesprengt kommen. Wir gaben beim Näherkommen Schnellfeuer ab und die Reiterei sprengte in wilder Flucht zurück.

Während uns der Feind bombardierte, holten etliche von uns aus der gegenüberliegenden Selterswasserfabrik 8 Duzend Flaschen Selters, welche uns gut mündeten in der Hitze, denn schönes, klares Wasser bekamen

wir überhaupt nicht zu trinken. Das feuern des Feindes ließ noch nicht nach. Auf der anderen Seite des Berges waren die Buren sehr beschäftigt, denn schon aus der Stimme des Long Toms konnten wir dies merken. Zeitweilig war auch heftiges Gewehrfeuer hörbar. Ein Geschöß schlug ganz nahe bei unseren Selterswasserfisten ein und wir beeilten uns, selbige zu entleeren.

Zwei gefangene englische Aerzte sollten von einem Bur mit weißer Flagge in das englische Lager geleitet werden. Die zwei hatten es furchtbar eilig, mußten aber doch bis zum Abend warten. Unser Kommandant ließ die Leute nicht passieren, da sie möglicherweise verraten hätten, in was für schwacher Anzahl wir hier vertreten wären, und der Feind hätte uns dann sicher gefangen genommen. Daß die zwei Aerzte in unsere Hände gefallen waren und gefangen genommen wurden, war ein Zufall. Bekanntlich dürfen Aerzte im Kriege nicht gefangen werden. Ein wirkliches Wunder war es zu nennen, daß wir am Abend mit heilen Knochen in das Lager zurückkamen. Viele von uns hatten Eisenstücke und Kugeln, welche der Feind gesandt, aufgelesen und mit in das Lager genommen.

Wir erfuhren durch Spione, daß der Feind uns auf einer anderen Seite fassen wollte und uns so bald wie möglich anzugreifen beabsichtigte. Am nächsten Morgen rückte unser Kommando nach der Prinsloo-Farm. Kaum waren wir angekommen, hatten Wasser zum Kaffeekochen an das Feuer gestellt, als es schon wieder hieß, aufzatteln. Sämtliche Wagen wurden nach Balmoral geschickt und die Reiter schwenkten rechts ab. Im ganzen waren wir mit den Krügersdorpern 300 Mann. Bei uns befanden

sich noch 5 Kanonen und ein Maximgeschütz. Die Nacht über wurde in einem Thale Halt gemacht. Die Kälte in der Nacht war höchst ungemütlich, dazu noch nasser Boden; trotzdem schliefen wir aber wie die Murmeltiere. Am nächsten Morgen erhoben wir uns mit steifen Gliedern, um unseren Ritt fortzusetzen.

Der Proviant, den wir jetzt faßten, bestand meistens noch aus Ochsenfleisch und — Kaffee. Letzterer wird wohl bei den Buren nie alle werden. Alle anderen Nahrungsmittel waren augenblicklich sehr knapp. Das Kommando Ma Lange stieß noch zu uns. Wir bekamen Befehl, eine andere Richtung einzuschlagen, da sich der Feind zurückgezogen. Etliche Deutsche machten heute 3 Gefangene, einer davon wurde schwer verwundet und zurück in das englische Lager gebracht.

Von den verschiedenen Generalen wurde ein Kriegsrat einberufen, in dem beschlossen wurde, daß der Feind morgen auf der ganzen Linie angegriffen werden sollte. Vom Kommando Goldegg wurden 8 Mann beordert zur Vorposten-Ablösung, welcher sich in ziemlicher Entfernung von unserem Lager, an einer ausgestreckten Hügelkette befand, die sich meilenweit ausdehnte. Von dort aus konnten wir deutlich sehen, wie die englischen Vorposten alle 4 Stunden pünktlich abgelöst wurden. Ein zweiter Vorposten von uns lag ungefähr 2000 Meter rechts von uns, den der Feind vertrieb und im Nu auch schon ein Maximgeschütz auf dem Berg hatte und hinter die sich zurückziehende Wache schoß. Auch den Teil des Berges, auf welchem wir lagen, beschoß der Feind mit dem Maximgeschütz ganz ernsthaft. Kaum, daß die sich zurückziehende Wache sich in Deckung befand, eröffnete

59
selbige ein heftiges Feuer auf die Engländer, und bald konnten wir sehen, daß der Feind Verluste hatte und Leute hinter den Berg getragen wurden. Der Feind glaubte, da er nun die paar Buren vertrieben, könnte er sich auf dem Berg präsentieren, mußte aber diese Naseweisheit teuer bezahlen.

Wir blieben bis spät abends und gingen dann noch ein Stück unterhalb des Berges spionieren, bis zu einer Farm. Wir meinten, der Feind hielt sich darin versteckt, die Farm war aber verlassen und alles war demoliert. Unsere Ablösung kam und wir ritten zurück in das Lager, dabei in der Stockdunkelheit den Weg verfehlend. Kasernen zeigten uns erst die Richtung, indem sie uns Sterne am Himmel als Wegweiser zeigten. Endlich, nachts 12 Uhr erreichten wir mit Mühe und Not unser Lager, nachdem wir beinahe von unseren eigenen Vorposten angeschossen worden wären. Der Posten glaubte, „Khakis“ kämen.

Kaum hatten wir uns zum Schlafen niedergelegt, als um $1\frac{1}{2}$ Uhr morgens der Befehl kam: „Alles aufsattel!“ Zu unserem Kommando gesellte sich noch das Müddelburger und Bocksburger. Der Feind sollte von drei Seiten angegriffen werden. Wir Deutschen lagen in der Mitte. Noch lange vor Tagesanbruch waren wir schon in der Position, es war derselbe Berg, auf dem wir jetzt lagen, wo ich gestern auf Posten stand und wo wir das kleine Geplänkel hatten.

Wir staunten nicht schlecht, als auch der Feind voring, gleichzeitig mit uns, um den Berg zu besetzen; jedenfalls wird etwas Verrat mit im Spiele gewesen sein oder ein plumper Zufall. Aber der Feind kam zu spät,

an der rechten Flanke war schon heftiges Gewehr- und Geschützfeuer zu hören.

Es dauerte nicht lange, so kamen etliche Regimente angesprengt, um die von uns eingenommene Position zu stürmen. Unsere Artillerie ließ sie ziemlich nahe kommen und eröffnete dann ein heftiges Feuer. Wir konnten genau sehen, wie die Granaten und Shrapnels mitten in den Reihen der Anstürmenden krepiereten und fürchterlich aufträumten.

Jetzt fingen aber auch die englischen Kanonen an zu sprechen und es gab mitsamt dem Gewehrfeuer einen Höllenspektakel. Die erste Lydditbombe, welche uns der Feind sandte, schlug direkt vor unsere Nase ein, ein mächtiges Loch in den Erdboden reißend. Das Geschöß war gut gezielt, da die Artillerie direkt neben uns stand, so hatten wir einen schweren Stand inne, und wir dachten alle: „Na, die Sache kann gut werden“. Weiß der Kuckuck, wie es kam, daß die folgenden, von dem Feind gesandten Geschöße 200 Meter hinter uns krepiereten und möglicherweise nur den Pferden geschadet hätten.

Noch zweimal versuchte der Feind, uns zu verdrängen. Die Kavallerie kam unter fortwährendem Feuer ihrer Artillerie zu uns in nächster Nähe heran, aber die schrecklichen Verluste, welche unsere Mäuser dem Feind beibrachten, schreckten die Anstürmenden zurück. Das Feld war massenhaft mit Toten und Verwundeten bedeckt. Der Feind suchte uns zu umgehen, stieß aber an der linken Flanke auf heftigen Widerstand und wurde auch dort wiederholt mit großen Verlusten zurückgeschlagen.

Rechts von unserer Stellung stürmten die Buren mit

den Deutschen zusammen eine Kopje und vertrieben den Feind nach kurzem Widerstand.

Spät am Nachmittag stoppte das Gefecht und in der Ebene vor unseren Augen begann die englische Ambulanz ihr trauriges Werk, die Verwundeten aufzulesen. Der Feind hatte heute wieder einmal eine große Zahl an Toten und Verwundeten zu verzeichnen, aber auch auf unserer Seite hatten wir etliche Tote und Blessirte. Die Nacht über blieben wir in den Klippen liegen. Wir hatten wieder einmal einen anstrengenden Tag hinter uns.

Tags darauf wurden die Toten der Engländer begraben, wobei viele von unseren Leuten mit zugegen waren. Die Truppen, denen wir gegenüberstanden, waren größtenteils Australier und Kanadier, wie ich von englischen Gefangenen erfuhr. Parlamentäre, mit weißen Flaggen versehen, ritten öfters von einer Seite zur andern, Freund und Feind verkehrte jezt miteinander. Das Feld, welches wir im Rücken hatten, war besäet mit Eisenstücken, wir fanden aber auch viele unfrepierte Lydditbomben, mannstief waren die etwa $\frac{3}{4}$ Meter langen Geschosse in den Erdboden gefahren.

Am Abend ritten wir in das Lager zurück, denn die Ablösung war angekommen. Schon am nächsten Tage war wiederum ein kleines Gefecht an demselben Platze, wie beim letzten Gefecht (Weht Klipp Rand). Ein Feldprediger besuchte öfters das Lager und spornte die Buren zu frischem Mut und zum Aushalten an.

Unser Lager wurde etwas weiter nach Bronkhorstspuit zu verlegt. Gegen 1000 Frauen und Kinder zogen heute im Wagen vorüber, die Engländer hatten selbige von Pretoria ausgesetzt, so was sieht ja den entmenschten

Engländern ähnlich. Die armen Menschen wurden auf Kosten der Regierung von hier aus nach Lorenzo Marquez befördert, um von da jedenfalls nach Europa eingeschifft zu werden. Die Frauen erzählten viel über die Rohheit der Engländer und über ihr Verhalten Frauen gegenüber.

Die Buren waren auf noch mindestens ein Jahr gefaßt, daß der Krieg dauern soll. Wir Ausländer („Mitlanders“, wie die Buren sagen) sind wieder darauf gefaßt, niemals unser Europa wiederzusehen, die meisten Kameraden, die von dort nach hier gekommen, sind entweder tot, verwundet oder gefangen.

Vorzüglich wir Deutsche bekamen immer vom General eine schlechte Position in der Gefechtslinie angewiesen, da er wußte, daß die Deutschen bis zum äußersten stehen; wir thaten es auch gern, denn wir wußten, daß wir für eine gerechte Sache kämpften und daß wir frei dastanden.

Den 22. Juli war starker Kanonendonner in der Richtung nach Van de Merwe zu hören. Durch eine Ordonnanz erfuhren wir, daß sich General Erasmus im Gefecht befand. Wir bekamen Befehl, sofort an die Front zu reiten. Mit einer unglaublichen Geschwindigkeit wurde aufgesattelt und kurze Zeit darauf galoppierten wir schon unter dem Sausen der Geschosse. Eine Abteilung von uns bekam Befehl, eine kleine Kopje mitten in der Gefechtslinie zu besetzen. Rechts und links war freies Feld, wir befanden uns in der Nähe von Bronkhorstspruit. Auf einmal kam einer von unseren Kameraden herangesprengt und sagte, daß sich unsere übrigen Kameraden in höchster Gefahr befänden. Wir bestiegen sofort

unsere Pferde und ritten in gestrecktem Galopp zu unseren Freunden. Letztere hatten sich an den Vorposten des Feindes herangeschlichen, waren gesehen worden und nun dem Feuer des Feindes ausgesetzt, als Deckung nichts weiter als Termitenhügel zur Verfügung. Plötzlich tauchten wir neu Angekommenen im Hintergrunde auf und eröffneten ein Feuer, das nicht ohne Nutzen für unsere Kameraden war. Wir mußten direkt über die Köpfe der letzteren hinwegschießen. Die Hügel als Deckung benutzend, konzentrierten sie sich langsam zurück, wir feuerten indessen tüchtig und lenkten die Aufmerksamkeit der Engländer auf uns, die wir zurück waren. Plötzlich fangen die englischen Kanonen an, auf uns zu schießen. Selbige befanden sich in nächster Nähe. Auch unsere Artillerie säumte nicht, sich mit einzumischen, und aus der ganzen Geschichte war das schönste Gefecht entstanden. Aber wir vom deutschen Korps waren ganz gehörig in der Patsche, denn wir wurden jetzt von drei Seiten ganz lebhaft beschossen. Unsere Freunde waren jetzt bis zu uns herangekommen, wer fehlte alles? — kein Mann. Die Tommy Atkins hatten wieder einmal ihre großartige Schießkunst gezeigt, es war aber auch recht gut so, denn anderenfalls hätten wir alle schon längst ins Gras beißen müssen.

Um zu unserer alten Stellung zurückzukommen, mußten wir über eine große Ebene reiten, welche im Gesichtskreis der englischen Artillerie lag. Wir ritten im schnellen Tempo und erreichten glücklich die alte Position. Während unseres Rittes hatten wir einen wahren Geschosregen auszuhalten; es kam mir vor, als wenn die Engländer mit den Geschossen räumen wollten und ge-

sonnen wären, uns ihren ganzen Vorrat an den Kopf zu schmeißen. Wir dankten Gott, daß er uns wiederum beschützt und die Engländer hat so miserabel schießen lassen.

Die Verluste auf unserer Seite waren ein Verwundeter, außerdem ein Pferd und ein Maulesel. Ich möchte aber nicht wissen, wie groß an dem Tage die Verluste der Engländer waren. Ich hatte noch keine Gelegenheit, Nachfrage zu halten.

Die ganzen Kommandos hatten Befehl erhalten, über Middelburg nach Belfast zu treffen. Zwischen den beiden Orten hatten wir wieder etwas Unterhaltung mit dem Feinde, bei welcher sich unser augenblicklich hier anwesender „Long Tom“ mit beteiligte, auf dessen eherne Grüße hin der Feind schleunigst verduftete.

Mein Glückselig mußte heute wieder einmal mit mir gewesen sein, anderenfalls hätte ich sicher das Genick brechen müssen. Wir ritten spät abends bei einer Stockdunkelheit aus. Mein Pferd, welches ein höchst störrisches Tier war, wollte einen kleinen Graben nicht überspringen, trotzdem ich ihm die Sporen in die Weichen drückte. Endlich hatte ich es darüber gebracht und ritt nun im schnellen Tempo meinen Kameraden nach, um nicht den Weg zu verfehlen. Plötzlich stürzte mein Pferd mit den Vorderbeinen in ein tiefes Loch und ich stürzte vornüber und fiel unglücklicherweise auf den Hinterkopf. Ich blutete aus einer klaffenden Wunde, welche direkt auf dem Wirbel war. Mein Pferd hatte sich inzwischen aus dem Staube gemacht.

Am 30. Juli kamen wir bei Dalmanutha an, wo sich Positionen wie geschaffen für die Buren befinden. Fünf Mann, darunter ich, hatten Befehl bekommen, nach

65
Machadadorp zu reiten, um, wenn möglich, noch etliche Pferde zu requirieren.


Am Abend speiste ich mit Herrn v. Wrangel, mit dem ich schon bei Hauptmann Lorenz zusammen war, im Hotel France. Unter anderen waren im Speisezimmer vertreten General Lukas Meyer, Staatssekretär Reiz und etliche Attachés.

Seit langer Zeit war es wieder das erste Mal, daß ich meinen Hunger am Tische stillte.

Alles, was sich hier aufhielt, beritten oder nicht, mußte sofort in die Position. Derartige Verfügungen wurden in gedruckten Formularen ausgegeben. Präsident Krügers Regierung befand sich hier auf dem Bahnhof. In geräumigen Salonwagen hielten sich die Herren auf und erledigten von hier aus die Regierungsgeschäfte. Bei unserer Rückkehr in das Lager war dieselbe Verfügung wie in Machadadorp von General Botha herausgegeben.

Am 10. August bezogen wir ein festes Lager bei Dalmanutha. Der Feind hatte sich in der Nähe von Belfast verschanzt und täglich ritten wir Patrouillen. Einer unserer Vorposten lag auf der hochgelegenen Helvetiafarm. In der Nähe ist ein Denkmal roh aus Steinen aufgebaut, es soll hier der höchste Punkt Transvaals sein.

Bei einer der Patrouillen, welche wir ritten, kamen uns etliche englische Parlamentäre entgegen, welche einen Brief von Lord Roberts an General Botha überbrachten. Es wurde über den Brief quittiert und selbiger sofort an seine Adresse befördert. Ein andermal wurde uns der Auftrag, wenn möglich, einen kleinen Wagen zu requirieren. Unser Kommandant wollte selbigen zum Mu-

66 
nitionstransport benutzen. Wir waren 10 Mann auf dem Ritt und holten dem Feinde eine Kap-Karre direkt vor der Nase weg aus einer Farm, welche unmittelbar vor den Schanzen lag. Ungesehen kamen wir in das Gehöft, der Rückweg aber, den wir nehmen mußten, zeigte uns den Neuglein der Engländer. Wir spannten zwei von unseren Pferden an den Wagen, ließen selbige aber aufgefattet, da, wenn uns der Feind verfolgt hätte, wir die Karre hätten im Stich lassen müssen. Es war eine schwere Arbeit, die Häule zum Ziehen zu bewegen, da sie nur zum Reiten abgerichtet waren.

Mit mächtigem Halloh wurden wir im Lager empfangen, da wir auch gleichzeitig einen Sack Hafer mitgebracht, was ein großes Ereignis war für unsere lieben Viecher; vorzüglich meinem „Buller“ mußte doch das Herz im Leibe lachen, wenn er das schöne Futter empfing.

Auch Langeweile war manchmal vorhanden, denn wir konnten doch nicht immer Engländer schießen, und es wurden die verrücktesten Sachen gezeitigt. Wir richteten die widerspenstigen Esel zum Reiten ab, dressierten Hunde und Pferde, zogen auch den erstgenannten manchmal Schuhe an, die niemand mehr tragen konnte u. s. w. Kurzum, es kamen manchmal Momente, wo man gar nicht daran dachte, daß möglicherweise schon in der nächsten Stunde eine Kugel den Kopf durchbohrte. Wir lagen nun schon 3 Wochen auf einem Platze. Während dieser Zeit hatte ich 9 Patrouillen mitgeritten. Oftmals hatten wir recht schwere Spionsdienste zu versorgen.

Gefechte bei Belfast—Dalmanutha.

Endlich, am 22. August, mußten wir Position fassen, da ein Angriff des Feindes erwartet wurde. Schon lange mochte letzterer vorgearbeitet haben, um sich in den Besitz der Transvaal-Regierung, welche sich in Machadodorp aufhielt, zu setzen, ebenso sich der Bahnlinie bis zur Grenzstation Komatipoort zu bemächtigen. Unsere Positionen waren etwa 8 Meilen von Machadodorp entfernt, die Buren waren gesonnen, sich dem Feind bis zum äußersten entgegenzustellen. Unser General (Louis Botha) hatte im ganzen 3500 Mann und 17 Kanonen zur Verfügung; die ganze Gefechtslinie, welche die Buren inne hatten, war aber viel zu ausgedehnt für die wenigen Verteidiger. Wollte man von einem Ende der Gefechtslinie zum andern reiten, so hätte man dazu ziemlich acht Stunden gebraucht.

Im großen und ganzen war es eine schöne Stellung, die wir inne hatten; der Feind konnte uns nicht gut umgehen, denn die Hauptwege waren von unserer Seite aus stark besetzt, und es war eine harte Nuß zu knacken für den Feind, wenn er uns hier heraus haben wollte. Die Bahn war meilenweit aufgerissen und unterminiert, die englischen Pioniere hätten lange zu arbeiten gehabt, ehe sie die ganze Sache in Ordnung gebracht hätten.

Unser Korps lag im Centrum, direkt an der Bahnlinie. Rechts ging der Weg nach Lydenburg und links nach Barberton.

General French rückte mit 18,000 Mann von Pre-

toria, an der Bahnlinie entlang, heran, und Monsieur Buller kam mit 20,000 von Standerton über Ermelo auf unsere Positionen zu. Bei letztgenannter Stadt und Carolina kam es zu den ersten Zusammenstößen. Wir standen also 35,000 bis 38,000 Mann gegenüber. General Buller wurde einmal über das andere zurückgeschlagen mit großen Verlusten; er wollte uns an der Flanke fassen, um direkt auf Machadadorp vorzudringen. Besonders heftige Kämpfe hatten wir am 23. und 24. August. Am letzteren Tage zeichnete sich in hervorragender Weise ein deutscher Hauptmann, Dalwick mit Namen, aus. Er nahm Stellung auf freiem Felde und verjagte mit seinen 3 Kanonen eine englische Haubitzen-Batterie von 6 Geschützen, welchen außerdem noch ein Schiffsgeschütz beigegeben war. Leider mußte der tapfere Hauptmann seinen Mut mit einer schweren Verwundung bezahlen; ein Arm mußte ihm amputiert werden.

Unter anderen war auch Lord Roberts bei den Angriffen. Auf der rechten Seite ging es French nicht besser als wie Buller auf der linken. Heute war Sonntag, der 26. August, und wir erwarteten einen Angriff im Centrum. Der französische Attaché besichtigte unsere Position. Kurz will ich eine Beschreibung unserer Stellung im Centrum folgen lassen.

Die Stellung von unserem deutschen Korps war wieder einmal die am weitesten vorliegende; etwa 500 Meter hinter uns lagen die Krügersdorper, links die Johannesburger Police mit Kommandant Osthausen. Halb links hinter uns lag das Häuschen eines Bluepaß (Bahnwärters). Daran stieß ein kleiner Wald, welcher letzterer ein gutes Ziel für die Kanonen bot. Unsere Köche

hatten sich im Hause eingerichtet und brachten zeitweilig etwas zu essen in die Position, das heißt, nicht etwa während des Gefechts. Rechts von uns lagen Höhenzüge, welche von den Buren besetzt waren. Zwischen uns und letzteren mochte eine Entfernung von 2000 Metern sein. Das eigentliche Centrum bildeten wir mit der Johannesburger Police, zusammengenommen — 120 Mann — mit einem Bomben-Mazingeschütz. Wir hatten unsere Verschanzungen so gut wie möglich angelegt, und uns halbmannstiefe Löcher in den steinigigen Boden gegraben — keine kleine Arbeit. Unser Kap-Karren-Führer „Brüx“ brachte uns mit seinen 2 strammen Mauleseln Munition und anderen Bedarf, dabei mußte er, ehe er an uns herankam, durch eine Ebene, welche in dem Sehbereich der Engländer lag. Bald sandten sie auch etliche Geschosse nach unserem Freunde, welcher aber glücklich bis zu uns herankam.

Der Feind machte einen Angriff zu gleicher Zeit an beiden Flügeln und wurde wiederum zurückgeschlagen. Neben einem Geschützfeuer, daß man meinte, der Donnergott wäre zu uns herniedergestiegen, rollte noch stundenlang der den Engländern wohlbekannte und gefürchtete Mauserknall. Lange noch, nachdem schon der Sonnenball am Horizont verschwunden, währte das Gefecht.

Die Engländer beabsichtigten nun, einen Durchbruch im Centrum zu versuchen; durch Verrat eines Offiziers war es dem Feinde zu Ohren gekommen, daß das Centrum schwach besetzt sei, und wir mußten uns auf das Schlimmste gefaßt machen. Tag und Nacht mußten wir auf der Hut sein. Vom Sonntag zum Montag war es nun schon die vierte Nacht, wo wir in unserer Stellung

schlafen mußten; nicht eine Stunde hatten wir Ruhe, immer hieß es wieder, Ablösung zum Vorposten antreten.

In der Nacht waren es die schlechtesten Wachen gewesen, die ich hier im Kriege mitgemacht. Wir lagen glatt auf der Erde, in eine dünne Decke gewickelt. Es herrschte eine grimmige Kälte, dazu war es noch stockfinster. Außerdem konnte man weder voraus, noch rechts und links Ausguck halten. Wir zitterten wie Espenlaub in dieser Kälte. Dieses Gefühl verschwand sofort, als wir auf einmal vor uns schwarze Gestalten auftauchen sahen, wir hatten alle die schußbereiten Mauser an der Wange und einer rief mit gedämpfter Stimme: „Parole?“ — „Krügersdorp!“ ertönte es zurück. Wir trauten aber noch nicht eher, bis wir sahen, daß es der uns ablösende Vorposten war, welcher uns verfehlte und schon lange auf der Suche nach uns war.

Wir Abgelösten gingen zurück und legten uns zwischen die Klippen schlafen, waren aber herzlich froh, wie endlich am Morgen die Sonne in die Höhe stieg, denn im Nu ist dann die Temperatur wie umgewandelt. Es ist dies eine Eigentümlichkeit hier in Afrika. Genau so ist es beim Untergehen der Sonne, es tritt sofortige Dunkelheit ein, wenn der Sonnenball am Himmel verschwunden. Es ist nicht so, wie bei uns in der Heimat, daß der Dunkelheit erst etliche Stunden Dämmerung vorausgehen. Zeitig früh morgens wurden durch etliche von uns zwei Khakis gefangen, welche, zitternd vor Kälte, ohne Ueberrock Posten stehen mußten. Ihre entmenschten Führer hatten ihnen verboten, während der Wache sich warm anzuziehen, damit sie nicht schlafen sollten! Wir gaben den armen Kerls einen großen Topf Kaffee, den sie mit wah-

71
rer Wolfsgier tranken; etwas anderes wie Kaffee hatten wir selber nicht zur Verfügung, um es abzugeben. Bevor sie abgeführt wurden, erzählten sie uns noch, daß sie vom Welsh-Regiment seien, und daß der Feind heute einen Angriff auf das Centrum versuchen wolle.

Nach dauerten die armen Söldlinge, welche für 2 $\frac{1}{2}$ Schilling täglich kämpfen mußten, dabei aber bald, da ihnen ihre Vorgesetzten nichts Wärmeres anzuziehen erlaubten, die Knochen erfrieren mußten. Ich unterhielt mich noch über verschiedenes mit den Zweien, bis es Zeit zum Aufbruch war.

Am 27. August, morgens $\frac{1}{2}$ 9 Uhr, eröffneten die Engländer das Feuer auf unsere Stellung. Immer mehr und mehr Geschütze setzten sie in Thätigkeit, bis schließlich 48 Kanonen, einschließlich 6 großen 15-Centimeter-Lyddithaubitzen, das Centrum mit Geschossen überschnüteten. Vorzüglich hatte auch die Johannesburger Police, links von uns, ein fürchterliches Feuer auszuhalten, da der Feind das unter seinen Kolonnen fürchterlich aufräumende Bomben-Magazin zum Schweigen bringen wollte, was ihm auch endlich gelang. Eine Granate zerschmetterte das Maschinen-Geschütz. Es herrschte ein Getöse, als wenn Himmel und Erde in Bewegung wären. Unbegreiflicherweise beobachteten unsere Geschütze fast vollständiges Schweigen, nur die Long Toms ließen öfters ihre Stimme ertönen; es waren im ganzen vier von diesen großen Geschützen in der Position.

Unsere Stellung stand manchmal so unter Feuer, daß jegliches Gewehrfeuer verstummte. Vor uns, auf einer langgezogenen Hügelkette, sahen wir einige Ambulanzwagen fahren, was wir absolut nicht begreifen konnten.

Jetzt, mitten im Gefecht, hatten, wie ich später von Gefangenen erfuhr, die Engländer ihre Kanonen in den Wagen transportiert.

Derartiger Schwindel war schon öfters von den Engländern ausgeführt worden. Plötzlich fuhr direkt vor uns eine Batterie auf, in einer Entfernung von ungefähr 1900 Metern, wahrscheinlich meinten die Führer, wir könnten sie nicht sehen. Wir feuerten sofort, und so schnell die Kolonnen mit ihren Kanonen erschienen, so schnell machten sie wieder Kehrt. Von unserer rechten Flanke beteiligte sich das Bomben-Magazin mit an der Vertreibung. Eine Menge von den Mannschaften waren auf dem Platze geblieben, und mancher wird sein Leben ausgehaucht haben, da sich keine Ambulanzen an die Stelle wagen konnten, um die Verwundeten zu verbinden; das Gefecht war noch im vollen Gange, die Lydditbomben und Schrapnel-Salven dauerten noch an.

Ich finde keine Worte, um die folgenden Momente zu schildern: man kann sich kein Bild machen, um eine derartige Situation sich vorzustellen.

Unter dem Schutze des auf einem Punkte konzentrierten Kanonenfeuers griffen 3—4000 Mann unsere Stellung im Centrum an, die Infanterie wurde viele Male von den paar Verteidigern zurückgeworfen, sechs Stunden waren schon vergangen, seitdem die Fußtruppen zum ersten Male stürmten. Plötzlich sehen wir, wie die Johannesburgur Police zurückgeht, die Munition war ihnen ausgegangen, aber nur wenige kamen mit heiler Haut davon, und so mancher stürzte noch, indem er lief. Ein grauenhaftes Bild. Unsere Pferde lagen meistens tot überall herum, denn das Kanonenfeuer hatte bei den

73
Menschen, wie auch bei dem Vieh schrecklich aufgeräumt.
Die Johannesburger Police allein hatte 10 Tote und
28 Verwundete. Der schwer verwundete Kommandant
Osthausen fiel in die Hände der Engländer.

Die anderen Kommandos auf unserer linken Flanke
mußten ruhig dem ganzen Schauspiele zusehen, ohne uns
Hilfe bringen zu können.

Nachdem die Johannesburger zurückgedrängt wor-
den, war es auch für uns Zeit, unsere Stellung zu ver-
lassen, denn rechts und links waren wir ohne Deckung
und vorn kam der Feind in dichten Massen an, trotzdem
das Feld mit Körpern besät war. Unser Kommandant
v. Goldegg kommandierte Schnellfeuer und mit einer
gruseligen Schnelligkeit repetierten wir die Gewehre, es
galt, den Feind noch einmal zurückzuschlagen und dann
durch das grauenhafte Geschützfeuer zu laufen, welches
vor und hinter uns den Boden förmlich aufgewühlt hatte
— auf Leben und Tod. Auf der linken Seite, wo die
Johannesburger lagen, wimmelte es schon von Feinden,
und wir waren nun außer dem Geschützfeuer noch dem
Gewehrfeuer im offenen Felde ausgesetzt.

Wir hatten eine Strecke von 500 Schritt auf freiem
Felde zurückzulaufen bis in die Stellung der Krügers-
dorper unter Kommandant Tämp, die aber zurückgingen,
anstatt uns aufzunehmen. Ein Schranpeltkopf purzelte
gerade vor meinen Füßen nieder. Indem ich mich bückte
und das Stück aufhob, dachte ich in meinen Gedanken:
ist es dir beschieden, in das Gras zu beißen, so wird es
doch.

Unser linker Flügel in nächster Nähe des Centrums
feuerte noch auf die uns nachdrängenden Khafis.

Verwundeten begegneten wir überall, wir konnten aber keine Hilfe leisten, denn die Geschosse kamen haufenweise über uns herein, im ganzen hatte die englische Artillerie heute mindestens 2000 Schuß auf uns abgefeuert. Bei dieser Zahl kann man sich ein Bild machen, wie es zuging.

Nachdem wir glücklich aus dem Feuer waren, sammelten sich die verschiedenen Kommandos, einer drückte dem anderen stumm die Hand, kaum seinen besten Freund konnte man wiedererkennen. Schmutzig, dreckig, von Pulverrauch geschwärzte Gesichter, so sahen wir einander von unten bis oben an und lachten trotz allen Ernstes der Situation, wir wußten aber eigentlich nicht warum, wenn irgend jemand gefragt hätte.

Im ganzen mochten in den letzten Tagen der Gefechte uns 40,000 Engländer gegenübergestanden haben, davon waren 4—5000 tot und schwer verwundet.

Im Norden von Transvaal.

Der Rückzug der Buren wurde wieder mit der gewöhnlichen Gewandtheit und Schnelligkeit ausgeführt, so daß es dem Feinde nicht gelang, etwas von Bedeutung zu erbeuten. Ich ritt zur Begleitung der Kap-Karre von unserem Kommando nach Lydenburg, da — wenn möglich — noch Kleider requiriert werden sollten.


Die Hauptmacht von Buller nahm die Verfolgung der Buren auf, wurde aber bald zum Stehen gebracht, und erst nach etlichen Tagen setzten die Engländer ihren Weg nach Lydenburg fort.

Gleich wie wir hier in den letzten Tagen eifrig beschäftigt waren, hatte auch De Wet heftige Gefechte, vorzüglich aber sieht er es auf die von den Engländern besetzten Bahnlilien ab und zerstört, was die englischen Pioniere und Eisenbahn-Regimenter erst aufgebaut haben.

Am 1. September proklamierte Lord Roberts Transvaal als eine englische Kolonie und erklärte die noch weiterkämpfenden Buren für Rebellen. Wo der Feind seinen Weg nimmt, raubt und brennt er, und die niedergebrannten Farmen legen Zeugnis ab von der Rohheit und Zügellosigkeit der Engländer. Obdachlose Frauen und Kinder sind überall verstreut und suchen in provisorischen Bauten Schutz vor den Unbilden der Witterung. Es ist ein trauriges Los, was den Armen beschieden ist.

Fortwährend fanden noch Kämpfe statt bei Lydenburg und Spitzkopf, wo noch großartige Positionen vorhanden waren, aber der Feind war in einer solch großen Uebermacht, daß die Buren immer weiter zurückgedrängt wurden; bei Lydenburg wurde der Feind etliche Male zurückgeschlagen, bis endlich Buller den an der Eisenbahn liegenden Buren in die Flanke kam.

Mit Mühe und Not kamen wir endlich mit unserer Karre in Nelspruit an, wir hatten unterwegs etliche Male umgeschmissen, denn die Wege waren einfach unfahrbar, oft ging es steile Abhänge hinunter, wo wir einfach den Wagen seinem Schicksal überließen und den Berg hinun-

76 
terrüttschen lassen mußten. Während der Nacht wurde man von Schlangen, Skorpionen und sonstigem Ungeziefer gequält.

Der Wärmegrad war jetzt unerträglich, dazu war kein Wasser vorhanden und oftmals mußte man den ganzen Tag reiten, ehe man an Wasser kam und dann war selbiges noch schmutzig und dreckig. Auch wilde Affen bekamen wir zu Gesicht. Eine der größten Schlangen, die ich sah, war 4—5 Meter lang war. In der Nähe vom Spitzkop (ein hoher Berg) sah ich, wie die Buren ganze Ladungen von Munition und Proviant in den Bergen versteckten; so kommt es auch, daß, wenn Buren wieder an die Stelle kommen, wo zuvor der Feind war, sie immer Versorgung finden.

Auf dem Marsche hatte ich Gelegenheit, eine der in Afrika so häufig vorkommenden Erdhöhlen zu besichtigen. Am Abhange eines Berges, tief unten, war untwegsameres Dickicht, Kaktusbüsche mit langen Stacheln und Schlinggewächse aller Art versperrten den Weg; wir bahnten uns einen Weg bis zum Eingang der Höhle. Vor langer Zeit mögen wohl Menschen hier gehaust haben, aber jetzt machte das gähnende Loch einen unheimlichen Eindruck. Spuren von großen Schlangen waren am Boden zu sehen, von der Decke tropfte Wasser und wir beeilten uns, daß wir wieder an das Tageslicht kamen. Dann fauste eine Heerde Springböcke vorbei; sofort knallten unsere Büchsen und 3 solcher Tiere waren in unseren Händen, der feine Braten kam uns recht gelegen.

Von Nelspruit aus stieß ich wieder zu meinem Kommando, welches in Godmanriver in Position lag, in der Nähe befindet sich das so berühmte Devils Kantoor (Teu-

fels Bureau), welches ein wahres Chaos von Schluchten und Abgründen in sich birgt. Hier hatten wir noch ein kleines bedeutungsloses Gefecht. Die Buren erbeuteten südlich von Kroonstadt einen Zug mit 19 Wagen an Vorräten und Artillerie-Munition; letztere war wieder eine große Hilfe, da es sehr daran mangelte.

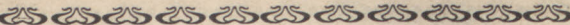
Um die an der Eisenbahnlinie liegenden Kommandos nicht vom Feind abschneiden zu lassen, gab General Botha den Befehl, nach Hectorspruit, der zweiten Station vor der portugiesischen Grenze, sich zurückzuziehen. Der große Tunnel bei Watervaalboren wurde in die Luft gesprengt, ebenso die Brücken; meilenweit wurden die Eisenbahnstrecken aufgerissen, 40 Kanonen wurden in Nelspruit in die Luft gesprengt, da keine Munition mehr vorhanden und der Transport viel Zeit kostet.

Sämtliche gefangene Engländer, welche sich in Watervaal befanden, wurden freigelassen. Kurze Zeit nachdem kam aus London eine Sendung Kleider und Stiefel für die Gefangenen, aber dieselben waren schon bei den Engländern wieder eingetroffen und uns kamen die Sachen gerade recht, denn vorzüglich Stiefel konnten wir gut brauchen und waren dem Feind sehr verbunden für seine nette Sendung.

Zur Abwechslung war auch unter anderem ein Eisenbahn-Unglück zu verzeichnen, bei welchem 7 Personen um das Leben kamen und auch eine Menge Vieh, welches mit dem Zug transportiert wurde.

Von der Regierung begaben sich die meisten Mitglieder, wie Präsident Stejn, Staatssekretär Reitz, General Lukas Meyer, Viljoen u. s. w., nach Pietersburg.

Unser Kommando, gegen 2000 Mann, wurde nach

78 
Komatipoort beordert, um, wenn möglich, diese Grenzstation zu verteidigen und dem Feinde die Zufuhr von Lorenzo Marquez zu verwehren. Ausländer waren bei unserer Kolonne in ziemlich großer Anzahl vertreten. Wer sich von den Buren oder Ausländern in die Zoutpansberge begeben wollte, hatte nicht viel Hoffnung, daß er dort lange bleiben konnte; erstens stand von dort kein Weg über die Grenze mehr offen, zweitens wäre es uns allen traurig gegangen, wenn uns hätte der Feind gefangen genommen, da wir noch ein Kommando Irländer (englische Unterthanen) bei uns hatten, drittens war es überhaupt eine Frage, ob die Zoutpansberge durch das Boschveld erreicht werden könnten, da das Wasser sehr selten ist.

Im Buschland dem Verdursten nahe.

Die Reiter von unserem deutschen Kommando konnten direkt nach ihrem Bestimmungsort reiten, etliche, darunter ich, wurden den Wagen zur Bedeckung beigegeben; im ganzen waren wir bei der Expedition 14 Mann einschließlich der Wagenführer.

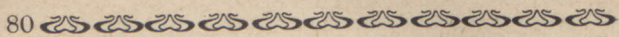
Um keinen Preis möchte ich noch einmal das durchleben, was wir in den nächsten Tagen zu erdulden hatten. Wir nahmen unseren Weg von Hectorspruit aus nach Komatipoort durch das Boschveld. Wir trafen, ohne an Wasser zu kommen. Die Sonne brannte glühend heiß

und die Sohlen waren kaum mehr an den Füßen zu ertragen, denn der sandige Boden ließ an Hitze nichts zu wünschen übrig.

Wir allesamt waren der Verzweiflung nahe. Stundenweit gingen wir oft abseits vom Wagen, aber kein Tropfen Wasser war zu finden. Unsere Pferde, welche etliche davon noch nicht gesalzen (das heißt hier zu Lande: die Pferdekrankheit noch nicht überstanden haben), ebenso die Esel, waren manchmal aus Rand und Band, denn der Durst peinigte gar mächtig. Wir mußten ungefähr an der Nähe der Bahnlinie sein und mußten Halt machen, denn es war den einen wie den anderen unmöglich, sich noch weiter vorwärts zu schleppen.

Still ergeben in unser Schicksal, erwarteten wir, was uns beschieden. Die Kameraden lagen meist bleich, mit aus den Höhlen getretenen Augen, um den Wagen herum, Pferde und Esel waren schon längst über alle Berge, um an Wasser zu gelangen.

Ein Freund ging mit mir einer Fußspur eines Eingeborenen nach; wir erreichten, nachdem wir schon alle Hoffnung auf Auffinden von Wasser aufgegeben, eine Kaffernhütte, neben welcher ein Loch war, in welchem tief unten Wasser glänzte. Aus Stricken und Nesten machten wir eine Leine und brachten glücklich ein Gefäß mit Wasser an die Oberfläche, — aber welche Enttäuschung — es war dies schon mehr Schlamm als Wasser, mit Angeziefere und Gewürm vermischt. Wir zwei tranken, trotzdem daß wir gewärtig sein mußten, daß uns das Wasser sofort den Tod bringen konnte; es stellte sich auch bald Fieber und Dysenterie ein, wir befanden uns in einer Lage, wo wir nicht wußten, was wir anfangen sollten.



Etwas von dem hier aufgefundenen Schlamm nahmen wir für unsere Kameraden mit, welche das Wasser aber genau nicht besser vertragen konnten, wie wir; wir waren noch schlimmer daran wie vorher, einer nach dem anderen meinte: „Mit mir wird es bald aus sein!“

Das Geheul von wilden Tieren und das Schreien von Vögeln hörten wir fortwährend, hatten aber durchaus keine Lust, auf die Jagd zu gehen. Wir machten uns noch einmal auf den Weg und schlugen diesmal eine andere Richtung ein, wir erreichten die Bahnlinie und wanderten, unter Aufbietung unserer letzten Kräfte, bis zum nächsten Bahnwärterhaus, aber auch hier stand uns eine Enttäuschung sondergleichen bevor, der Brunnen war ausgetrocknet und das Haus war verlassen, ebenso der Kaffern-Kraal, welcher sich dicht dabei befand. Unsere Lage wurde immer ungemüthlicher.

Plötzlich hörten wir in der Ferne einen Zug pfeifen; sofort suchte einer eine rote Fahne und stellte sich mitten auf das Geleis, wir wußten aber nicht, ob Freund oder Feind uns Rettung bringen sollte. Das Gefälle war hier höchst steil, wie der Blitz kam der Zug herangesausst; unser Freund, Rumpf mit Namen, blieb standhaft auf seinem Posten und hätte sich lieber überfahren lassen, als von den Schienen zu weichen. Alle Bremsen mußte der Führer der Lokomotive in Bewegung gesetzt haben, um den Zug zum Stehen zu bringen, aber er stand und die Rettung war da. Wir machten alle Gefäße, die wir zur Hand hatten, mit Wasser voll, tranken und tranken von dem siedend heißen Wasser, so viel wir nur konnten.

Wir dankten noch dem Führer, welcher ein Deutscher war, und unser Retter in der Not fuhr wieder ab, nach-

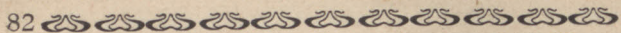
dem wir unseren Freunden Wasser gebracht, erholten sie sich bald und wir vereinigten uns dann allesamt in dem Wärterhäuschen, in dem es wohl lange, oder überhaupt noch nicht so fidel hergegangen sein mag, wie an diesem Tag. Vor allem dankten wir Gott, daß er uns aus dieser Not errettet hatte. Wir verweilten die Nacht über hier, gingen aber mit dem Wasser höchst sparsam um, denn wir hatten noch einen tüchtigen Weg vor uns.

Jetzt ging es nun an das Suchen der Vieher. Jeder schlug eine andere Himmelsrichtung ein und verfolgte die Spuren der Pferde und Esel. Volle vier Stunden weit waren die Tiere nach dem Wasser gelaufen, der Instinkt hatte die Tiere sofort den richtigen Weg einschlagen lassen, sie befanden sich alle in der Nähe von Wasser auf der Weide. Trotzdem wir erst am Abend die Tiere zu den Wagen brachten, brachen wir doch sofort auf und die Nacht zogen wir durch bis zum nächsten Morgen, wo wir endlich auch glücklich ankamen.

Unsere Kameraden traktierten uns mit Wein, denn hier im Orte waren noch große Alkohol-Vorräte aufgespeichert. General Pienar gab hier eine Anordnung, daß sich jeder in die Position zu verfügen hätte, Fußgänger nicht ausgenommen.

Jeder, der sich hier im Orte aufhalten wollte, mußte eine Autorisation zur Verfügung haben, anderenfalls er sofort ausgewiesen wurde.

Längs der portugiesischen Grenze ziehen sich lange Bergketten hin, auf welchen wir Stellung nehmen sollten, an der Vorderseite waren wir geschützt durch zwei reißende Ströme, den Komati und den Krokodil-River, und im Rücken hatten wir die portugiesische Grenze.



Einer der vorgenannten Flüsse, der Krokodil-River, trägt nicht mit Unrecht seinen Namen. Wir badeten viel im Flusse, da wir mit Wasser nicht immer so reichlich versehen waren, aber auch das Baden wurde uns verleidet, nachdem zwei Italiener ihr Leben eingebüßt hatten; von Krokodilen waren sie bei lebendigem Leibe verzehrt worden. Auch Spuren von Flußpferden sah man am Ufer.

Gefangen.

Den Portugiesen war unsere Nachbarschaft so dicht bei der Grenze höchst unangenehm, möglicherweise folgten sie auch einem Winke Englands, welches letzteres ich als höchst wahrscheinlich annehme. Kurz und gut, plötzlich verlangten die Portugiesen, daß wir unsere Kanonen nicht näher als wie 5 Meilen von der Grenze entfernt aufstellen dürften; am liebsten hätten wir die ganze portugiesische Sippe in den Krokodil-River geworfen bei dieser Nachricht, die sie uns zukommen ließen. Ob sie hierzu ein Recht hatten, uns dieses Verbot zukommen zu lassen, kann ich nicht beurteilen; jedenfalls wagten sich die Buren nicht zu widersehen und im Kriegsrat der Generale, Kommandanten u. s. w. wurde beschossen, sich den Verfügungen nicht zu widersehen, sondern auf neutrales Gebiet überzutreten.

Eine andere Stellung, als wie die direkt an der

Grenze, konnten wir nicht einnehmen, da es keinen anderen Platz gab, uns wirksam gegen die uns gegenüberstehende Uebermacht zu verteidigen. Ich glaube aber auch, daß der gefaßte Entschluß viel von dem hier herrschenden, höchst ungesunden Klima abhängig gemacht worden ist. Vorzüglich das Malariafieber war hier an der Tagesordnung und die Regenzeit trat in nächster Zeit ein, was hier so viel, wie bei uns der Winter bedeutet.

In Komati-Poort wurde, bevor wir über die Grenze gingen, alles vernichtet, was irgend dem Feind hätte von Nutzen sein können, es wurden ungefähr für 80 Millionen Mark an Vorräten, Gewehren u. s. w. vernichtet, unter anderem auch etliche Kanonen mit einem „Long Tom“, welche in die Luft gesprengt wurden; auch 48 Lokomotiven und 15 Kilometer Eisenbahnzug wurden vernichtet.

Mein Gewehr vergrub ich ebenso, wie viele andere es thaten. Mein Pferd „Buller“ bekamen leider die Portugiesen in die Hände; es that mir leid, das gute, brave Tier, was so manche trübe Stunde mit mir erlebt hatte. Am liebsten hätte ich das Pferd mit nach Europa genommen und dort einbalsamieren lassen; auch einen erbeuteten englischen Esel, aber keinen zweibeinigen, nannte ich mein eigen, welcher immer mit bei dem Wagen gewesen, bekamen die Portugiesen, welche uns beim Uebertritt in Empfang nahmen.

Die Soldaten gafften uns an, wie die Kuh das neue Thor. Wir befanden uns nun auf portugiesischem Gebiet und zwar auf der Grenzstation Kessano Garcia. Es kam einem vor, als wenn man von der Heimat Abschied genommen, als wir uns von Transvaal trennten.

In offenen Wagen wurden wir, wie das Vieh, verladen und als Gefangene betrachtet. Alle als Kontrebande betrachteten Sachen mußten wir jenseits der Grenze ablegen. Im ganzen waren wir gegen 1000 Mann Buren und Ausländer, die wir die Grenze überschritten, aber noch lange nicht — die letzten Buren, wie die Engländer annahmen.

In Lorenzo Marquez angekommen, wurden wir unter Bedeckung der ganzen Garnison nach der Kaserne geführt; ein jeder hatte sein Bündel mit dem nötigsten Gute auf dem Rücken.

Wir wurden aber nicht direkt, sondern auf Umwegen nach unserem Ziel geführt. Wir mußten in der brennenden Sonnenglut marschieren, bis endlich die Portugiesen genug Reklame mit den Freiheitskämpfern gemacht hatten, die sie mit ihrer Gastfreundschaft beehren wollten.

In der Kaserne angekommen, bezogen wir Zelte, die in nötiger Anzahl auf dem Hofe aufgeschlagen waren. Wer von uns in die Stadt gehen wollte, mußte sich vom portugiesischen Offizier einen Erlaubnisschein dazu ausstellen lassen, um durch die Posten zu kommen.

Die Speisen, welche wir empfangen, bestanden meistens aus Brot und Konserven; die Rationen letzterer waren aber sehr knapp und wir wären durchaus nicht böse gewesen, wenn man uns etwas mehr verabreicht hätte.

An Unterhaltung fehlte es auch nicht, denn alle 5 Minuten wurde von einem der anwesenden Soldateska ein Signal geblasen, und was für eins. Es entstand nun die Frage, was soll mit den hier Internierten geschehen. Die Hälfte der hier Anwesenden waren Ausländer, 400

Mann davon wollten, wenn es möglich wäre, am liebsten nach Europa, anstatt sich hier in dem langweiligen Nest eingesperrt halten zu lassen, und über die Grenze nach Transvaal konnten wir unmöglich zurück. Mit Geld waren wir alleamt nicht so reichlich versehen, da wir keine Löhnung verlangt, aber auch so keine bekommen hatten. In Lorenzo Marquez lag noch genügend Geld der Transvaal-Regierung.

Die Interessen der Ausländer vertrat in energischer Weise der Kommandant eines ehemaligen italienischen Korps, Kapitän Regardi, welcher schon den spanisch-amerikanischen Krieg mitgemacht. Es bildete sich ein Komitee, welches sich aus hohen Persönlichkeiten zusammensetzte, unter anderem waren die verschiedenen Kommandanten oder Vertreter der vielerlei Nationen vertreten.

Endlich wurde ein Beschluß gefaßt, welcher lautete: „Ein jeder, der Lorenzo Marquez verlassen will, erhält freie Reise bis in seinen Heimatsort bez. den Ort, den er angiebt, außerdem erhält jeder 10 Pfund Sterl. in Gold (200 Mark, eine Kleinigkeit für das reiche Transvaal), diejenigen, welche Lorenzo Marquez nicht verlassen wollen, bleiben bis zur Beendigung des Krieges hier, den Unterhalt bestreitet die Transvaal-Regierung.“

Zur Beförderung der 388 Mann, welche nach Europa befördert sein wollten, wurde der Dampfer „Styria“ des Oesterreichischen Lloyd gechartert, auf dem Dampfer werden die Freiwilligen nach Triest befördert und von dort aus sollte die Bahnfahrt bis zu irgend einem Bestimmungsort frei sein.

Die letzten Tage, welche wir uns in Lorenzo Mar-

quez aufhielten, fingen an, ungemütlich zu werden; es kamen sogar etliche Verhaftungen vor von europäischen Freiwilligen, welche zur Retraite noch nicht in der Kaserne waren.

Amerikaner und Iren, welche mit der Erstürmung des englischen Konsulates gedroht hatten, wurden von portugiesischer Kavallerie und Infanterie auf ein im Hafen liegendes portugiesisches Kriegsschiff gebracht. Die Herren vom englischen Konsulat liebten nämlich, vorübergehende Freiwillige durch wiederholtes Auf- und Abziehen der englischen Kriegsflagge zu verhöhnen; sie mögen ja Grund gehabt haben, sich zu ärgern, da fast jeder von uns ein englisches Beutestück zur Schau trug, teils steckten wir in Khakikleidern, teils hatten wir unsere breiten Hüte mit Regimentsabzeichen von gefangenen oder getöteten Engländern geschmückt.

Die ansässigen Engländer suchten uns dadurch zu ärgern, daß sie die Kundgebung, in dem Roberts die Einverleibung und Unterwerfung Transvaals aussprach, in unzähligen Exemplaren von Blättern verteilen ließen. Obzwar die portugiesische Garnison verstärkt worden war, so war doch die Lage für die Stadt sehr beunruhigend, da wir Freiwilligen zusammen gegebenenfalls die Portugiesen mit ihren Engländern allesamt in das Meer gejagt hätten. Es war daher von allgemeinem Interesse, uns baldigst einzuschiffen; übrigens begann auch das Fieber mächtig unter uns einzureißen, der Aufenthalt war noch dadurch unerträglich, daß uns des Nachts große Spinnen über das Gesicht liefen und man mit meterlangen Schlangen gemeinschaftlich schlafen mußte. Noch dazu gab es immer Sandsturm, der den

hier so tief liegenden feinen Sand über uns hinwegfegte und wir mußten, da unsere Zelte dem Sturme nicht Stand halten konnten, uns einfach einsanden lassen.

Nach der Heimat!

Stimmt an die frohen Lieder,
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimat geht wieder.

Endlich, am 2. Oktober, begann die Einschiffung. Durch portugiesisches Militär wurden wir an das Schiff gebracht. Mit der „Styria“ fuhren das deutsche, italienische, irische und amerikanische Freikorps, sowie etliche holländische Beamte der Transvaal-Bahn.

Ohm Paul — Mr. Krüger, wie ihn die englischen Zeitungen nennen, befand sich ebenfalls noch hier in Lorenzo Marquez und erwartete das holländische Kriegsschiff „Gelderland“, welches ihn nach Europa bringen sollte. So lange ließ die portugiesische Regierung ihm Schutz angedeihen.

Im Hafen lagen zwei englische Kriegsschiffe vor Anker, doch merkte man in der Stadt nicht viel davon, denn den Mannschaften war es untersagt worden, an Land zu gehen, und das mit Recht, da sie sich an Land Rohheiten zu schulden kommen ließen. Von den „Comies“ wurde die Sache ungeheuer übel aufgenommen.

Unser Kommandant (Führer des deutschen Korps), Herr Baron v. Goldegg, blieb vorläufig noch in Lorenzo Marquez, um seine Schwester, welche sich noch in Pretoria als Krankenschwester befand, zu erwarten, und dann mit ihr zusammen in die Heimat zurückzukehren. Eine Menge Buren begleiteten uns bis zur Abfahrtsstelle. An ihren Augen mochten im Geiste Kriegsbilder vorübergezogen sein und die Gedanken wachgerufen haben: Wie viele Ausländer haben doch ihr Leben gelassen für unsere gute Sache.

Gegen Mittag wurden die Anker gelichtet und der Dampfer setzte sich langsam in Bewegung. Stolz wehte die Transvaal-Flagge auf dem Mast, eine Seltenheit auf den Wellen. Unter Abzingen des Freiheitsliedes sandten wir den letzten Gruß an die an Land Zurückbleibenden. Manch Auge mag wohl feucht geworden sein, denn viele Freunde, welche Not und Entbehrung im Felde miteinander geteilt, trennten sich hier — vielleicht auf Nimmerwiederssehen. Aber wie viele auch von denen, welche jetzt wegfuhren, haben ihre Freunde auf dem Schlachtfelde gelassen.

Im Fluge zieht die Zeit des unglückseligen Krieges vorüber und im stillen dankte man Gott, daß er während dieser ganzen Zeit seine schützende Hand über uns gehalten. Ganz Lorenzo Marquez war auf den Beinen. Das transvaalische Konsulat sandte uns Abschiedsgrüße durch dreimaligen Flaggengruß, während oben auf dem Hügel die zurückgebliebenen Freiwilligen uns zuwinkten.

Bald nach der Abfahrt, welche unter brausenden Hurrarufen von statten ging, passierten wir ein deutsches Segelschiff und einen Dampfer der deutschen Ost-Afrika-

Linie, beide wechselten Grüße mit der „Styria“. Portugiesische Polizeiboote begleiteten uns noch ein Stück.

Auf der Brüstung hatten wir zwei große Transvaal-
 Fahnen aufgepflanzt. Wir passierten nun das erste hier
 vor Anker liegende Kriegsschiff — nur noch stärker er-
 tönte das Transvaal-Lied und lustig wehten unsere Flag-
 gen von Bord; das Schiff grüßte wohl, aber Mannschaf-
 ten waren auf Deck — jedenfalls auf Befehl — nicht zu
 sehen, desto mehr waren auf dem zweiten Schiff, welches
 den Gruß unterließ.

Bei ihrem Anblick machte sich der alte Haß in leiden-
 schaftlicher Weise Luft. Die Flaggen der Kriegsschiffe
 wurden auf eine beispiellose Art und Weise verhöhnt; die
 englischen Soldaten drohten mit den Fäusten und die
 Offiziere zeigten auf die Kanonen. Im Angesicht der
 Stadt und des Hafens wurde die englische Kriegsflagge
 ausgepiffen — zur großen Genugthuung der anderen
 Europäer.

Nur zu gern hätten die lieben Engländer etliche
 Schüsse gelöst, um sie uns nachzusenden, da wir aber unter
 dem glor- und siegreichen Banner Oesterreich-Ungarns
 fuhren, mußten sie es unterlassen. Als das Schiff auf die
 hohe See hinausbog, da entblöhten sich alle Häupter und
 nochmals wurde das Transvaal-Lied angestimmt. Noch
 einige Wendungen des Schiffes und Transvaal gehörte
 zu unseren Erinnerungen.

Die Einrichtung des Schiffes stand der der deutschen
 Ostafrika-Linie verschiedentlich nach. Vorzüglich die
 Verpflegung an Bord ließ viel zu wünschen übrig. Es
 wurden Eßabteilungen zu je fünf Mann gebildet. Jede
 Abteilung erhielt einen Wasserkrug, eine Fleischschüssel,

eine Suppenschüssel, fünf Teller, fünf Bestecke und fünf Trinkbecher. In drei mächtigen, über Feuer hängenden Kesseln wurden unsere Mahlzeiten zubereitet: Bohnen, Erbsen, Reis und Rindfleisch waren unsere einzige Abwechslung. Die Kost gab zu berechtigten Klagen Anlaß und erst nach wiederholten Reklamationen wurde selbige besser. Ein Glück, daß die an Bord befindlichen Personen nicht verwöhnt waren.

Wie die Heringe waren wir in die Schiffsräume verstant, welche ehemals als Lagerräume benutzt wurden. Unser Korps lag mit dem italienischen zusammen; fast alle hatten Fieber und Influenza. Vorzüglich bei stürmischer See, wo die Luken (Fenster) geschlossen bleiben mußten, war die Luft in den Schlafräumen geradezu verpestet. In der ersten Nacht schlug eine riesige Welle über das ganze Schiff; das Wasser ergoß sich von oben in den Schlafraum und durch unsere am Boden liegenden Matratzen drang das Salzwasser. Das Schiff stampfte und rollte mächtig, da es zu leicht geladen hatte und fast keine andere Ladung, als wie Menschen, an Bord waren, und der Kasten nur als Frachtdampfer eingerichtet war.

Am 9. Oktober erreichten wir Sansibar. Viele Schiffe lagen hier vor Anker, darunter zwei englische Handelsschiffe und ein französisches Kriegsschiff. Die Schiffsoffiziere rieten uns ab, an Land zu gehen, trotzdem, oder eben weil abgeraten wurde, ließen sich etliche an das Land rudern; von unserem Korps fuhr ich mit Journalist Seiner an Land. Die Engländer an Land ließen häßliche Bemerkungen fallen. Ich blieb ihnen natürlich nichts schuldig, hätte kommen können, was da wollte, und der englischen Sprache war ich sehr gut mächtig.

Infolge plötzlich eingetretener Schwäche wurde mein Freund in der Nähe des Sultan-Palastes bewusstlos; es mag aber auch die Bärenhitze viel dazu beigetragen haben. Wir waren froh, besonders ich, daß wir endlich den Hafen erreichten. Im Boote selbst wurde Herr Seiner fast besinnungslos.

Ich hatte meine liebe Not zur Abhaltung des schwarzen Gesindels, und erst der Shambock (Nilpferdpeitsche) machte die schwarzen Kerls willfährig.

Hier in Sansibar wollte ich mir einen mächtigen Elefantenzahn kaufen, konnte aber mit dem Indier nicht ins reine kommen, da er über 150 Rupien verlangte (1 R. gleich 140 Pfg.).

Die „Styria“ hatte Kohlen, Wasser und Proviant eingenommen und gegen 2 Uhr nachmittags lichteten wir die Anker. Kurz vor Abfahrt wurden die Flaggen der an Bord vertretenen Nationen aufgezo-gen, die Transvaaler nicht zu vergessen. Die Matrosen des französischen Kriegsschiffes waren auf Deck und erwiderten unsere Grüße; mit Tropenhelm und Tüchern winkten sie uns zu. Auf dem Hinterdeck spannten sie ein großes gelbes Tuch mit Drachen in der Mitte aus; eine erbeutete chinesische Fahne. Jedenfalls wollten sie damit sagen, daß auch sie aus dem Kriege kämen.

Auf unserem Schiffe stimmten die Franzosen die Marschallaise an, darauf kam der Feniergesang der Iren, der holländische und der deutsche Nationalgesang, die Wacht am Rhein wurde aber nicht von uns Deutschen, sondern von den Holländern angestimmt; wir Deutschen zögerten anfangs, um die Franzosen nicht zu verletzen.

Die ganze Mannschaft salutierte, als wir knapp an

dem Schiffe vorbeifahren und den Trauergesang der Buren sangen. Auf den englischen Dampfern herrschte die größte Ruhe und von den französischen und italienischen Schiffen wurden wir freudig begrüßt. Es war eine große Demonstration gegen die Engländer. Lange nach Abfahrt befand sich alles noch in gehobener Stimmung.

Am nächsten Tage war der Geburtstag des Präsidenten Krüger. Ein Feldprediger, welcher in Südafrika auf den Schlachtfeldern gewirkt hatte, hielt eine Ansprache, welcher er das Wirken des Präsidenten zu grunde legte. Das Deck war reich dekoriert; mit Singen und Spielen wurde der Tag verbracht. Es folgten Ballspiele, in denen meistens die Deutschen Sieger blieben. Zum Schluß bekam ein jeder eine Flasche Bier kredenz, welche auf das Wohl Transvaals geleert wurde.

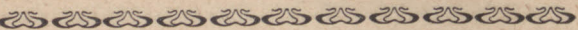
Am 11. Oktober fuhren wir mit einem hörbaren Ruck über den Aequator, in demselben Moment tönte ein Böllerschuß durch die Luft, welcher extra diesen Vorgang noch anzeigte. Am demselben Tage las auf dem Hinterdeck ein französischer Jesuit eine Messe, zu der sich die Iren und Amerikaner einfanden; wir heidnischen Germanen blieben im Zuschauerraum.

Nachmittags gab es öfters Gesellschaftsspiele und abends wurden Konzerte veranstaltet. Die Fahrt war jetzt in diesen Breiten wunderbar zu nennen, trotzdem es drückend heiß war und kein Lüftchen wehte. Das Meer war spiegelglatt und die leisen Schwankungen des Dampfers waren kaum wahrzunehmen. Tags über, wie auch des Nachts, war es auf Oberdeck am angenehmsten und nur zur Essenszeit begab man sich nach unten.

Die Verköstigung blieb leider immer noch gleich schlecht, weshalb sich auch der Gesundheitszustand der an Bord Befindlichen nicht besserte. Dysenterie und Wechselstieber hielten an, dazu hatten wir noch verdorbenes Trinkwasser an Bord, welches stank und eine lehmgelbe Farbe hatte. Die Hitze zwang uns aber, zu trinken und so waren wir genötigt, der Schiffsbemannung Getränke zu unglaublich hohen Preisen abzukaufen, eine viertel Liter-flasche Lagerbier mußten wir mit 1 Mark bezahlen. Tabak bekamen wir zeitweilig in kleinen Säcken, selbiger stammte aus Magaliesberg, wo der beste Tabak in Süd-Afrika gebaut wird.

Uden erreichten wir am 17. Oktober. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als wir die mächtigen felsen vor den Augen auftauchen sahen. Es dauerte nicht lange, so fuhren wir in den Hafen ein. Auch hier lagen viele Dampfer vor Anker, aber außer einem amerikanschen Kriegsschiff waren nur englische vertreten. Durch den Gouverneur war es verboten worden, an Land zu gehen, eine Maßnahme, die ich ihm durchaus nicht übel nehmen konnte, denn es wäre sicher zwischen den Transvaalern und den englisch Gesinnten zu Reibereien gekommen. Bis zur Abfahrt wurde der Dampfer umschwärmt von Eingeborenen, Arabern und Indiern, welche ihre Waren in Booten ans Schiff brachten und dieselben unter mörderischem Geschrei an den Mann zu bringen suchten. Die Kerle machten ein gutes Geschäft, denn sie boten sehr interessante Gegenstände zum Kaufe an. Straußfedern fanden den besten Absatz.

Etliche von uns steckten hier im Angesicht der englischen Schiffe die Transvaal-Flagge über Bord und es

94 
nahm mich Wunder, daß sich dies die Herren Engländer so ruhig gefallen ließen und es nicht verboten hatten.

Zu unserer großen Genugthuung erfuhren wir vom Lotsen, daß die Engländer in Transvaal wieder einmal tüchtige Hiebe bekommen hätten; die hier anwesenden Khafis wußten es auch und waren sehr ungehalten darüber. Als wir nachmittags wieder abfuhrten, erhob sich beim Passieren der englischen Dampfer ein furchtbares Geschrei; eine Partei wollte die andere übertönen. Unsere über Bord und an der Takelage befestigten flaggen wirkten auf die Engländer wie das rote Tuch auf den Stier. In ihrer maßlosen Wut winkten sie uns mit weißen Tüchern, wir wieder reizten sie durch die Rufe „Eadysmith!“, „Colenso!“, „Colesberg!“ u. s. w.

Vorzüglich die Italiener verstanden es, die englischen Besatzungen zu ärgern. Bei dem amerikanischen Schiffe wurden wir durch Hurrah-Rufe begrüßt und Offiziere wie Mannschaften jubelten uns zu. Die englische Flagge war wieder einmal grenzenlos verhöhnt worden. Eine derartige Demonstration dürften die hochmütigen Gentlemen in ihrem eigenen Kriegshafen wohl noch kaum erlebt haben.


Auf der Höhe von Kreta! Wir durchfuhren nun die Wogen des sagenreichen Roten Meeres, um der nächsten Station zuzusteuern, lange noch blieb die Küste in Sicht; öfters begegneten wir Dampfern, da hier in diesem Meer ein reger Verkehr stattfindet. Leider war auch ein Todesfall an Bord zu beklagen. Der vierte Maschinist, ein noch junger Mann, fiel dem heimtückischen Fieber zum Opfer, einige Stunden nach Eintritt des Todes stoppte der Dampfer und der Körper wurde dem nassen Element über-

geben — traurig für die Angehörigen des Verstorbenen. Auch der zweite Maschinist war schwer erkrankt, teilte aber nicht das Schicksal seines armen Genossen. Einen netten Anblick gaben die oft in ganzen Schwärmen das Schiff begleitenden fliegenden Fische.

Suez erreichten wir am 23. nachmittags. Hier begegnete uns auch der österreichische Torpedojäger „Panther“. Die elektrischen Leuchtapparate, die ein jeder Dampfer, welcher durch den Kanal fährt, hier einnimmt, wurden an Bord gebracht, und weiter ging die Reise.

Den Suezkanal hatte ich schon am Anfang beschrieben. Abwechselnd begegneten wir Kamel-Karawanen, welche langsam ihres Weges zogen; dann wieder kam eine der Signalstationen, welche reizend angelegt sind — mitten im Wüstenland von üppiger Vegetation umgeben. Am nächsten Morgen noch bei Dunkelheit kamen wir in Port Said an. Ein reges Leben und Treiben herrschte wie immer hier, Schiffe aller Nationalitäten lagen vor Anker, darunter ein prächtiges, großes, japanisches Kriegsschiff und eine Menge Ostindienfahrer. Ueberall jubelte man unseren ausgehängten Transvaalflaggen zu; die Aufnahme, welche uns von den Einwohnern zu teil wurde, war eine herzliche zu nennen. Daraus kann man sehen, wie verhaßt die Engländer sogar in ihrem eigenen Gebiet sind, wo sie sich als Herrscher fühlen. Von allen Seiten wurden wir mit großem Jubel empfangen.

Unser Schiff machte einen prächtigen Eindruck mit dem vielen Flaggenschmuck, alle Flaggen, die wir zur Verfügung hatten, waren aufgezogen. Im großen und ganzen verlief die Begrüßung von Freund und Feind in gewohnter Weise. Bald verschwand der letzte Streifen

96 
afrikanischen Bodens vor unseren Augen und der Dampfer strebte nun seinem Endziel Triest entgegen.

Dieses Vorwärtstreben wurde freilich am zweiten Tage unterbrochen, da am Maschinensteuer etwas gebrochen und das Handsteuer in Betrieb genommen werden mußte. Schon nach kurzem Aufenthalt ging jedoch die Fahrt weiter. Jeder der Freiwilligen, welche sich an Bord befanden, bekam einen schweren Mantel; selbige wurden ehemals in Lorenzo Marquez, als Kontrebande betrachtet, mit Beschlag belegt und konnten nicht über die Grenze nach Transvaal gebracht werden.

Am 30. morgens passierten wir die kleine Insel Lissa. Der Dampfer fuhr so nahe an ihr entlang, daß man die schön angelegte Stadt genau sehen konnte. Interessante Bilder bietet ein Spaziergang, welchen man im Schiff unternimmt. Hier sieht man die Iren und Amerikaner beim Kartenspiel sich zankend und streitend, dort wieder die Italiener mit südländischer Lebhaftigkeit gestikulierend und schreiend, endlich die Deutschen gemüthlich beisammen sitzend, singend, erzählend und allerlei Kurzweil treibend. Abenteuer und Erlebnisse werden zum besten gegeben, und Stoff dazu ist genug vorhanden.

Ofters giebt ein Ire oder ein Amerikaner einen von seinen Nationaltänzen zum besten, beim Klange einer Ziehharmonika, oder auch Italiener singen bei melancholischer Mandolinbegleitung Mondscheinlieder.

Mitten durch die jonischen Inseln fuhren wir an Zante vorbei, zwischen Kephalaria und dem sagenumwobenen Ithaka durch; man meint, man befindet sich auf einem von hohen Bergen umsäumten Alpensee. Der Dampferverkehr nimmt immer mehr zu. Vor einigen

Wochen noch litt man unter der größten Hitze, und jetzt merkt man das Gegenteil sehr empfindlich: nachdem man längere Zeit im Süden verweilt, muß man sich erst nach und nach wieder an das nördliche Klima gewöhnen. Es entfaltete sich an Bord eine rege Thätigkeit, alles wusch, putzte und flickte und bereitete sich auf die baldige Landung vor. Es war ein Wunder zu nennen, daß nicht mehr Leute an Bord gestorben waren während der Reise; hatten wir in letzter Zeit beispielsweise Strapazen in Transvaal durchgemacht und kamen im höchsten Grade geschwächt an Bord, so mußte doch der fortwährende Temperaturwechsel sehr nachtheilig wirken.

Wir atmeten jetzt förmlich wieder auf in der frischen, gefunden Luft. An die Transvaal-freiwilligen wurden Certifikate ausgegeben, in denen bestätigt wird, daß Inhaber von der und der Zeit unter dem Kommando gefochten u. s. w. Ich lasse hier die zwei empfangenen Papiere wörtlich folgen:

Kriegszugnisse.

I.

Ich bestätige hiermit, daß Herr Max Pontinus in meinem Kommando als Freiwilliger diente und sich als ein tapferer, gehorsamer und gebildeter Mann bewies.

Lorenzo Marquez, am 1. 10. 1900.

Stempel:	A. v. Goldegg, Kommandant,
Konsulat der Z. A. Republik	H. Maude D. C.
Lorenzo Marquez.	(Feldkornet).

Dat de Herr Max Pontinus den 10. Mai 1900
in het gevecht an Zandrivers gewond, is certificert.

Felix Baron Lursensky
vom Lusrina und Reglie, Commandant.

Das zweite Zeugnis ist in holländischer Sprache verfaßt und hat folgenden Wortlaut:

II.

Komati-Port, den 22. September 1900.

Deze dient om te certificeren, dat te Herr Max Pontinus als freywilliger dient heeft gedaan in het Duitsche Commando v. Goldegg van af 29. Maart tot 22. September in dienst der Zuid-Afrikanische Republik in den oorlog tegen engeland.

Baron Felix Lursensky, Commandant.

Bovenstehende Handteeking van Baron Lursensky
is echt.

Rechter T. W. Kock

President van de Speciale Militarische Hof van
de Zuid-Afrikanische Republik.

(Grünes Transvaal-Siegel.)

Es wurde uns auch in Aussicht gestellt, daß, wenn Transvaal doch noch Sieger bleibt (was ich als höchst wahrscheinlich annehme), wir frei auf Kosten Transvaals nach Afrika zurückbefördert werden sollten und sich dann das Weitere finden würde.

Bei Ankunft in Triest fand ärztliche Visite statt, außerdem mußte ein jeder sein Alter, seinen Wohnort u. s. w. genau angeben. Man munkelte, daß der Prinz von Wales eine genaue Liste der „Styria“-Passagiere verlangt habe, da sich eine Menge Irländer (englische Unterthanen) an Bord befanden. Der Führer der Irländer hatte früher den Rang eines Hauptmanns in der englischen Armee bekleidet und ich möchte nicht in seiner Haut stecken, wenn ihn die Engländer fassen würden.

Kapitän Regardi (Führer der Italiener) wurde in Triest besonders empfangen. Die Polizei hatte Anstalten getroffen, um uns Angekommene vom Schiffe bis zum Bahnhofe zu transportieren, was jedoch glücklicherweise unterblieb; jedenfalls befürchtete man Demonstrationen. Der Abschied von unseren Kameraden und Führern war ergreifend. Zum letztenmal sangen wir das Transvaaler Volkslied zusammen mit denen, welche Freud und Leid im Felde mit uns geteilt hatten. Der Geistliche begleitete den Gesang auf dem Harmonium, und manchem rollten die Thränen über die gebräunten Wangen; auch ein hartes Herz wird weich in solchen Augenblicken. Ein jeder stand da mit gezogenem Hut in der Hand, ein ergreifendes Bild.

Das Schiff war vom Moment der Ankunft an von Leuten förmlich belagert, die die Angekommenen begrüßten. Höhere Militärs kamen an Bord und erkundigten

sich eingehend über unsere Erlebnisse im Kriege. Wir bekamen alle Reisebillets 2. Klasse, jeder bis nach seinem Bestimmungsorte, von Cooks Reisebureau eingehändigt.

Die meisten fuhren sofort weg, um bald ihre Lieben in der Heimat begrüßen zu können, andere wieder wollten noch etliche Tage in der Stadt verweilen. Auch ich wollte die Gelegenheit wahrnehmen und die schöne Stadt eingehend besichtigen. Die Amerikaner und Iren fuhren von Triest bis Hamburg per Bahn, um von dort weiter nach Chicago und New-York befördert zu werden. Ein jeder, der fortfuhr, wurde von seinen Kameraden zur Bahn begleitet, um dort den letzten Händedruck zu wechseln. Wenn sich der Zug in Bewegung setzte, wurden Hurrahrufe auf Krüger ausgebracht und mit „Auf Wiedersehen in Transvaal!“ schied man.

Die Sympathie, welche die Triester für uns hatten, war sehr groß. Saß man im Restaurant, sofort war einer oder der andere dabei und stellte zögernd einige Fragen. Man merkte bald, daß der Raubzug der Engländer noch nicht vergessen ist und alle gerechten Menschen selbigen verdammen. Mit „Viva Buero!“ wurde man auf der Straße begrüßt von den Passanten, wenn man spazieren ging. Kenntlich waren wir an dem breiten, an der einen Seite aufgeschlagenen Hute mit Transvaal-farben und einem Silberwappen, welches wir von der Regierung bekommen hatten und im Kriege als Feldzeichen getragen wurde. Es war dies der einzige Schmuck, den wir im Felde an uns trugen.

Die hiesige italienische Zeitung „Piccolo“ brachte lange Berichte mit Porträts von uns Angekommenen.

Triest fand ich viel schöner, als ich es mir vorgestellt hatte. Es ist eine Großstadt, die ihres Gleichen sucht. Beim Einlaufen in den Hafen macht die Stadt den Eindruck wie Lissabon, ist aber doch grundverschieden von demselben. Auch besuchte ich das so herrlich am Meere gelegene Lustschloß der Kaiserin Miramar. Dasselbe repräsentiert einen unermesslichen Wert, und die Kunstschätze, die dasselbe enthält, sind außerordentlich.

Den 3. November, abends, wurde ich mit meinen Kameraden, den Herren Seiner, Indra und Tehete (einem Ungarn), von dem hiesigen deutschen Klub „Germania“ eingeladen. Wir wurden in demselben stürmisch begrüßt und verbrachten einen genutzreichen Abend. Von dem Kriegsberichterstatte des „Grazer Tageblattes“, Herrn Franko Seiner, bekam ich die Einladung, etliche Tage bei demselben in Graz zu verweilen, was ich dankend annahm.

Am nächsten Morgen um 8 Uhr fuhren wir vom Triester Bahnhof mit dem Schnellzug ab. Viele hundert Menschen hatten auf dem Bahnhof Aufstellung genommen und die Heilrufe wollten kein Ende nehmen, bis der Zug die Halle verließ. Auf jeder Station, die der Schnellzug berührte, waren Menschenmengen versammelt, um uns zu sehen. In Marburg spielte sich eine rührende Scene ab. Aus der vielhundertköpfigen Schar drängte sich ein Fräulein an uns heran und nannte ihren Namen, es war die Schwester eines unserer Kameraden, welche noch in Afrika weilten. Herr Seiner konnte Auskunft geben, daß der Bruder noch lebt. Aus den Augen der vorerwähnten Schwester stürzten Thränen der Freude und mancher der Anwesenden weinte mit. Der Wagen,

in dem wir fuhren, war voll von Menschen, die uns bis nach Graz begleiteten.

Es wurde uns zeitweilig ganz unheimlich zu Mute, vorzüglich wenn hohe Persönlichkeiten an uns herantraten und ein Gespräch anfangen, denn man mußte sich erst wieder den richtigen gesellschaftlichen Schliff angewöhnen. Mit 18 Minuten Verspätung traf der Zug in Graz ein, eine vieltausendköpfige Menge erwartete uns hier.

Die Männerchöre stimmten das Lied an: „Grüß Gott mit hellem Klang“. Es war ein unerwarteter Empfang, der uns hier zu teil wurde. In den nächsten Tagen wurde für uns Angekommene ein Ehren-Abend veranstaltet, bei dem etwa 1500 Menschen anwesend waren. In meinem ganzen Leben werde ich diesen Empfang in Graz nicht vergessen, da mir nicht einmal in der engeren Heimat ein solcher zu teil wurde. Es war aber trotz alledem zu viel der Ehre, die uns in Deutsch-Oesterreich zu teil wurde.

Mit Indra fuhr ich nun weiter bis Wien, wo wir vor Zeitungs-Berichterstattern keine Ruhe hatten. Auch hier wurden wir von Vereinen empfangen. Ich war froh, wie endlich die Abfahrtszeit heranrückte.

Den 12. November nahm ich Abschied von meinem letzten Kriegs-Kameraden, welcher sich nun schon dicht bei seiner Heimat befand. Ich dagegen hatte noch eine ziemlich große Strecke per Bahn zurückzulegen und es drängte mich, meine Lieben in der Heimat begrüßen zu können.

Am 14. November 1900 kam ich in Dresden an und hatte nun wieder heimatlichen Boden unter meinen Füßen.

* * *

Schlußwort.

Wenn man bedenkt, daß ein so kleiner Staat wie Transvaal einer Großmacht wie England so energischen Widerstand zu leisten vermag, muß man vor dem kleinen Heldenvolk Hochachtung bekommen. Hätte dieses kleine Volk von nur 25,000 Mann im Anfange des Krieges nur einigermaßen etwas mehr von unserer europäischen Disziplin besessen, so wäre das große Albion ohnmächtig vor dem kleinen Volke gestanden. Aber auch so hat sich England blamiert, es hat seine militärische Minderwertigkeit glänzend dargethan. Der Krieg in Transvaal wird fort-dauern, wie der auf den Philippinen, wenn auch England noch eine Menge Soldaten nach Afrika entsendet, so entsprechen die Nachgesandten ihrem Zweck noch lange nicht. Und das beweist auch jetzt schon, daß die englischen Söldlinge nicht mehr Lust zum Kämpfen haben, daß ihre Vorgesetzten beim Gefecht ihre eigenen Soldaten zum Vorgehen antreiben müssen, indem sie mit den Möringeschützen hintendrein schossen, um die Soldaten zum Vorwärtsgehen zu bringen.

Sollten die Buren aber dennoch unterliegen, was aber noch keineswegs bestimmt ist, dann können sie sagen: Wir haben gefochten für Freiheit und Recht und haben geleistet, was in unseren Kräften stand; wir unterliegen ehrenvoll, aber Fluch dem, der uns dieses Land auf so ungerechte Weise entrissen und uns Hab und Gut ohne unser Verschulden vernichtet hat.

Es hat aber noch gute Weile, bis es dahin kommen

wird. Leider kann oder will sich keine europäische Macht finden, die dem unglückseligen Krieg ein „Halt!“ gebietet, aber das Volk hat mit Anteil genommen. Von allen Seiten, aus aller Herren Länder strömten Freiwillige herbei, um Gut und Blut für das trohige Bauern-Volk einzusetzen. Eine Strophe aus dem schönen Gedicht der Helene v. Engelhardt will ich noch folgen lassen:

Europa fand kein hindernd Wort,
 Europa schweigt und harrt, —
 Indes der Feind zu Raub und Mord
 Vermessen sich geschart.
 Was Recht und Wahrheit? Staatskunst hält
 Die Mächte strikt neutral,
 Drum auf mit Hurrahschrein ins Feld
 Rettet, rettet Transvaal!

Skizze vom Verfasser.

„Krieg“ — allein dieses kleine so vielsagende Wort flößt, wenn man es sieht oder davon sprechen hört, Grauen und Entsetzen ein. Denn der Krieg ist nun schon bekannt, seitdem nur der Mensch zurückdenken kann; die urältesten Chroniken berichten über Feindseligkeiten, die die Menschen unter sich hatten und welche nur durch das Schwert ausgetragen werden konnten. Werfen wir einmal einen kurzen Blick in das auf dem Felde der Ehre sich entwickelnde Schlachtengetümmel, um zu erfahren, was das alles für Leute sind, die dort dem Tode ins Auge sehen; entweder sind es Männer, die sich freiwillig erboten, den Feind des Vaterlandes aus dem Felde zu schlagen, oder es sind auch solche, die der eisernen Pflicht gehorchen. Ein wie manches junge hoffnungsvolle Leben trifft das tödliche Blei des Feindes. —

Ein noch junger Mann mit feingeschnittenem Gesicht liegt am Boden, eine feindliche Kugel hat ihn tödlich getroffen; in der Hand hält er das Bild seiner Braut krampfhaft umschlossen im letzten Schmerz, noch einmal schlägt er die Augen auf und betrachtet mit einem tieftraurigen Blick das kleine Bild, noch ein Atemzug und die Seele hat den Körper verlassen, um hinüberzuwandern in das bessere Jenseits. Die Papiere, die der Tote auf der Brust trug, ergaben, daß er der einzige Sohn einer reichen Adelsfamilie — der einzige Erbe von dem großen Vermögen, tot auf dem Felde der Ehre geblieben. Die Nachricht, daß der Sohn gefallen, wird an die fa-

milie berichtet. Vater und Mutter sind untröstlich über diesen herben Verlust, Trauer zieht ein in das stolze Heim der reichen Leute. Unerseßlich ist der Verlust, der sie getroffen; auch die Braut des Gefallenen ist untröstlich über den Verlust ihres Heißgeliebten, welchen nun kalte Erde deckt.

Ein anderes Bild zeigt uns wieder, wo ein vorstürmender Soldat einen Bajonettstich mitten in das Herz bekommt und sofort tot zu Boden stürzt. Die Papiere geben Adresse und Wohnort des Toten an und die Nachricht wird nach dort abgesandt, Jammer und Verzweiflung über die Familie austreuend. Der Geist der alten Mutter ist zu schwach, um dieses große Unglück ertragen zu können und unmachtet sich. Der Krieg fordert hier zwei Opfer, wenn auch letzteres indirekt.

In einer anderen Familie war es wieder der Vater, der tödlich getroffen auf dem Schlachtfelde zusammenbrach. Frau und Kinder des aus der Welt Geschiedenen stehen nun einsam und verlassen da auf der Welt und der böse Gast, das Gespenst des Unglücks, hält seinen Einzug in die Familie der Verwaisten. Die Frau kann die schwere Last nicht allein tragen und siecht langsam dahin.

Und unter den vielen Hunderten und Tausenden, die auf dem Felde der Ehre bleiben, nur wenige wird es geben, die nicht von der Familie oder von Verwandten betrauert werden. Aber überall, wo eine Nachricht in das Haus kommt, den Tod eines Familienmitgliedes anzeigend, flucht man dem Krieg, der soviel Antheil anrichtet und Kummer und Sorgen durch das Land trägt. Aber nicht allein lebendes Material, sondern auch die Vernichtung und Nutzlosmachung von totem Material fordert

Hermann Seemann Nachfolger
Verlag * Leipzig.

Englische Lügen über Transvaal.

Von

J. A. Wormser in Pretoria.

Preis brosch. M 1,—.

„In den letzten Zuckungen des schmachvollen Krieges, mit dem England die Transvaalstaaten überzogen hat, gewinnt seine Vorgeschichte erhöhte Bedeutung. Diese Schilderungen des traurigen Verhaltens der Engländer beruhen auf aktenmässigen Feststellungen und sind zudem von einem Augenzeugen der späteren Ereignisse niedergeschrieben worden. Die Broschüre ist um so aktueller, als ihr Verfasser ein Neffe des Präsidenten Krüger ist, eine Bürgschaft mehr für die Thatsächlichkeit der darin erhobenen Anklagen, die zu der ungeheuren Schuld, die schon auf England lastet, ein schweres Gewicht hinzufügen.“

„Bremer Nachrichten.“
